

HELDEN UNSERER ZEIT?

Eine literarische Annäherung



Fotos: © Ekaterina Zersnikova-Maus

Die Künstlerin lebt und arbeitet als freischaffende Fotografin in Berlin. Im Fokus ihrer Arbeit stehen Portrait-, Reportage- und Dokumentarfotografie. Derzeit studiert sie an der Ostkreuzschule für Fotografie in Berlin. Die Fotos in dieser Publikation sind während einer Studienreise nach Kiew im Oktober 2017 entstanden.

HELDEN UNSERER ZEIT?

Literarische Annäherung und Tagung

Die Welt ist aus den Fugen. Viele Menschen sehnen sich nach Sicherheit und Klarheit. Helden scheinen wieder Konjunktur zu haben. Mit besonderem Blick auf Osteuropa und im Dialog mit AutorInnen näherte sich das Projekt „Helden unserer Zeit“ historischen Vorbildern, Helden des Alltags und neuen Heldinnen an. Es fragte nach Funktion, Identitätsstiftung und Instrumentalisierung des Helden in Krisenzeiten, und erörterte die Kontexte und Narrative erfolgreicher Heldenerzählungen.

Der erste Teil dieses Projekts bestand aus einer **Studienreise nach Kiew mit AutorInnen** aus Deutschland, der Ukraine, Belarus und Russland. In der Erkundung der Stadt, im Nachspüren aktueller gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen, beim Besuch von Museen sowie im Gespräch mit Künstlerinnen, Politikern und Wissenschaftlerinnen setzte sich die Gruppe mit der Zuschreibung „Kiew – Stadt der Helden“ auseinander.

Die Eindrücke von nationalen Kriegshelden, aktuellen Revolutionsheldinnen und den Kiewer Helden des Alltags verarbeiteten die mitreisenden AutorInnen in Texten – Gedichten, Prosatexten, Essays. Sie finden die Arbeiten von Anja Kampmann, Sascha Reh, Volja Hapeyeva, Victor Martinowitsch, Alissa Ganijewa, Ostap Slyvynsky und Serhij Zhadan nachfolgend in dieser Broschüre, gerahmt von einem einführenden Text des Wissenschaftlers Zaal Andronikashvili.

Der zweite Teil des Projekts bestand aus einer **öffentlichen Tagung in der Evangelischen Akademie Tutzing**. In einem vielfältigen Programm wurde der Versuch unternommen, die Konstruktion des Helden als zeit-, gruppen- und kulturgebundene Zuschreibung kritisch zu hinterfragen. Gleichzeitig wurde diskutiert, ob wir gegenwärtig Helden brauchen und wenn ja, welche Funktionen sie haben, welche Rollen sie übernehmen und welche Werte sie vertreten sollten.

Im Zentrum der Diskussion und des Austausches standen folgende Themenschwerpunkte: Wie entsteht ein Held und was trägt zu seiner Glorifizierung bei? Welche Arten von Helden gibt es? Wie werden Heldenerzählungen und -narrative transportiert und mit welchem Zweck? Welche Werte vermitteln historische und zeitgenössische Helden? Taugen sie als universelle Vorbilder? Warum werden in unseren Gesellschaften vorwiegend Helden konstruiert? Besitzen Heldinnen weniger Legitimität? Und welche Funktionen erfüllen Helden in Kriegen und Krisen? Eine Übersicht über das Programm der Tagung und einen zusammenfassenden Bericht des Journalisten Juri Durkot finden Sie am Ende dieses Heftes.

Wenn es uns gelingt, mit der vorliegenden Publikation Ihre Neugier auf das Thema zu wecken, möchten wir Sie zudem herzlich einladen, auch die **Tutzinger Thesen*** zu lesen. Unter dieser Rubrik finden Sie auf der Homepage der Evangelischen Akademie Tutzing eine ausführliche Dokumentation des gesamten Projektes in Wort, Bild und Video. Wir wünschen viel Freude bei der Lektüre dieser Broschüre und der Online-Dokumentation!

Judith Stumptner, Evangelische Akademie Tutzing
Kateryna Stetsevych, Kulturgenossenschaft e.V., Berlin

* Tutzinger Thesen:
<https://www.ev-akademie-tutzing.de/aktuelles-presse/tutzinger-thesen/>

Ein Projekt der
**Evangelischen Akademie
Tutzing.**

Kuratiert von Kateryna
Stetsevych & Judith
Stumptner.

Gefördert durch das
Auswärtige Amt und die
Bundeszentrale für politische
Bildung.

Wir danken für die
freundliche Unterstützung!



EVANGELISCHE AKADEMIE
TUTZING

Evangelische Akademie Tutzing
Schlossstr. 2+4
82327 Tutzing
Tel: + 49 (0) 8158 251 0
E: info@ev-akademie-tutzing.de
www.ev-akademie-tutzing.de

DIE BETEILIGTEN



Dr. Zaal Andronikashvili

(*1973, Tbilissi, Georgien) ist Literaturwissenschaftler und Publizist. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (Berlin) und Professor an der Staatlichen Ilia-Universität Tbilissi. Er studierte Geschichte und Literaturwissenschaft in Tbilissi und Saarbrücken und promovierte 2005 in Göttingen. Seine Forschungsschwerpunkte sind Theorie des Sujets, Raumtheorie (Kulturelle Semantik, Grundordnungen, Topographien) sowie die Kulturgeschichte Georgiens, der Sowjetunion, des Kaukasus und des Schwarzmeerraumes.



Alissa Ganijewa

(*1985, Moskau, Sowjetunion) ist eine Autorin aus dem Süden Russlands und Absolventin des Maxim-Gorki-Literaturinstituts in Moskau. Ihre erste lange Erzählung mit dem Titel „Salam Dalgat!“ veröffentlichte sie unter männlichem Pseudonym und gewann damit 2009 den russischen Debut Prize. Ihre folgenden Romane „Die russische Mauer“ (Suhrkamp Verlag, 2014) und „Eine Liebe im Kaukasus“ (Suhrkamp Verlag, 2016) wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und für mehrere Preise nominiert.



Dr. Volja Hapayeva

(*1982, Minsk/Weißrussland) ist Lyrikerin, Linguistin und Übersetzerin. Sie hat an diversen Literaturfestivals teilgenommen, mehrere Preise in Weißrussland gewonnen und Stipendien in Österreich, Deutschland und Lettland absolviert. Ihre Arbeiten wurden in mehr als zehn Sprachen übersetzt. Sie schreibt auch für Kinder. Ihr neuestes Buch trägt den Titel „The Grammar of Snow“ (2017). Hapayeva ist außerdem Mitglied der Schriftstellervereinigung PEN.



Anja Kampmann

(*1983, Hamburg) ist Lyrikerin und Schriftstellerin. Sie studierte in Hamburg und Leipzig und war 2010 Stipendiatin des „International Writing Program“ der Universität Iowa/USA. Ihr Lyrik-Debüt trägt den Titel „Proben von Stein und Licht“ (Carl Hanser Verlag, 2016), ihr erster Roman „Wie hoch die Wasser steigen“ erscheint Anfang 2018. Kampmann wurde mit zahlreichen Preisen geehrt und arbeitet an einer Dissertation zu Stille und Musikalität im Spätwerk Samuel Becketts.



Dr. Viktor Martinowitsch

(*1977, Oshmiany/Weißrussland) ist Journalist, Schriftsteller und außerordentlicher Professor für Politikwissenschaften an der Europäischen Humanistischen Universität in Vilnius/Litauen. Er hat fünf Romane geschrieben, „Mova“ (Voland und Quist, 2016) und „Paranoia“ (BTB, 2017) wurden auch ins Deutsche übersetzt. Martinowitsch schreibt außerdem regelmäßig für DIE ZEIT.

Sascha Reh

(*1974, Duisburg) schreibt überwiegend Prosa. Er studierte Geschichte, Philosophie und Germanistik in Bochum und Wien. Nach dem Magisterabschluss absolvierte er eine Ausbildung zum Systemischen Familientherapeuten. Mit seinem Romandebüt „Falscher Frühling“ (btb, 2010) war er 2007 Stipendiat der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin. Sein letzter Roman „Gegen die Zeit“ (Schöffling & Co, 2015) war 2015 für den Alfred-Döblin-Preis nominiert.



Ostap Slyvynsky

(*1978, Lemberg/Ukraine) ist Lyriker, Übersetzer, Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler. Er hat zahlreiche Gedichtbände herausgebracht und erhielt unter anderem den Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik. Slyvynsky ist Co-Autor von „Awesome Lviv“, einem alternativen Reiseführer für Lemberg. Derzeit lehrt er an der Lviv National University und der Ukrainischen Katholischen Universität slawische Gegenwartsliteratur.



Serhij Zhadan

(*1974, Luhansk/Ukraine) ist Schriftsteller. Er debütierte als 17-Jähriger und publizierte inzwischen zwölf Gedichtbände und sieben Prosawerke. Für „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ wurde er mit dem Jan-Michalski-Literaturpreis und mit dem Brücke-Berlin-Preis 2014 ausgezeichnet (zusammen mit Juri Durkot und Sabine Stöhr). Die BBC kürte das Werk zum „Buch des Jahrzehnts“. In seinem neusten Werk „Warum ich nicht im Netz bin“ (Suhrkamp, 2016) veröffentlichte er Prosa und Gedichte über den Krieg in der Ostukraine. Sein nächster Roman „Internat“ erscheint im März. Zhadan promovierte über den ukrainischen Futurismus.



Kateryna Stetsevych

ist Kulturmanagerin und Kuratorin. Nach dem Studium der Literatur-, Kultur- und Sprachwissenschaften in Czernowitz und Berlin war sie zehn Jahre als freiberufliche Kulturmanagerin, Trainerin und Kuratorin tätig und realisierte Kultur- und Bildungsprojekte mit Partnern aus Deutschland, Mittel- und Osteuropa und dem arabischen Raum. Seit November 2017 ist sie als Referentin für Mittel- und Osteuropa und den postsowjetischen Raum in der Bundeszentrale für politische Bildung tätig.



Judith Stumptner

ist Stellvertretende Direktorin der Evangelischen Akademie Tutzing, Studienleiterin für Kunst, Kultur, Bildung und Digitales. Sie studierte Theater- und Medienwissenschaft sowie Buchwissenschaft in Erlangen und Krakau. Von 2008 bis 2010 arbeitete sie als Robert-Bosch-Kulturmanagerin in Czernowitz (Ukraine), wo sie den Aufbau eines Kulturzentrums sowie die Konzeption und Durchführung eines breit angelegten Kulturprogramms verantwortete. Zurück in Deutschland, übernahm sie bei der Leipziger Buchmesse die Position der Projektreferentin für den Internationalen Bereich. Seit 2011 ist sie an der Evangelischen Akademie Tutzing tätig.





ZAAL ANDONIKASHVILI

Kiew – Stadt der Helden

„Kiew – Stadt der Helden“, unter diesem Motto stand eine Reise der AutorInnen aus Deutschland, Belarus, der Ukraine und Russland nach Kiew. Gegen die Ukraine führt Russland, eine ehemalige Schwesterrepublik aus der UdSSR, einen hybriden Krieg. Daher kommt man hier dem Thema des Heldentums sehr viel näher als in Westeuropa. Hier entscheiden sich Frauen und Männer immer noch, Vieles, auch ihr Leben, für andere Menschen, für eine bessere Zukunft, für die Gerechtigkeit, für die Menschenwürde zu opfern. Sie taten das auf dem Maidan während der sogenannten Revolution der Würde im November 2013 oder in der ATO, der Antiterroristischen Operation, wie der Krieg gegen die Russische Aggression im Osten der Ukraine offiziell heißt. Doch welche Sprache gibt es oder muss gefunden werden, um das Leben dieser Menschen zu beschreiben, zu erzählen, zu zeigen oder auch zu ehren?

Die Menschen in Kiew, aber auch anderswo in der Ukraine, wollen ihrem spontanen Gefühl, ihrer Dankbarkeit, ihrer Bewunderung, ihrer Trauer, ihrem Stolz – einem heterogenen und ambivalenten, schwer einzufangenden Affekt – Ausdruck verleihen. Das tun sie durch Straßengraffiti, durch spontane Aktionen der öffentlichen Trauer, durch Fotos und durch Erzählungen. So diffus wie das Gefühl ist, sind auch die Formen seines Ausdrucks. Doch der Staat versucht beide zu domestizieren, sowohl die Menschen, die bereit sind, über ihr privates Leben hinaus etwas Größeres und Wichtigeres zu tun, als auch die Menschen, die diese, sei es durch ihr Mitgefühl, unterstützen wollen.

Eine Sprache scheint dabei zu dominieren. Sie bietet sich an. Das ist die Sprache der sowjetischen Heldenverehrung. Darin war die untergegangene Union kaum zu übertreffen. Kiew ist „Gorog-Geroj“ (deutsch: eine Heldenstadt), d.h. eine Stadt, die nicht nur Helden erzeugt, sondern selbst ein Held ist. Der Titel geht auf die sowjetische Ehrung derjenigen Städte zurück, die im Großen Vaterländischen Krieg (so hieß der Zweite Weltkrieg in der Sowjetunion) heroischen Widerstand gegen die deutschen Besatzer geleistet haben. Zu Leningrad, Stalingrad, Odessa und Sewastopol, die seit Mai 1945 Heldenstädte heißen, kam Kiew 1961 unter Nikita Chruschtschow dazu.

Die sowjetische, heroische Version der Geschichte ist im „Nationalen Museum der Geschichte der Ukraine im Zweiten Weltkrieg“ (vor 2015 „Museum des Großen Vaterländischen Krieges“) gut zu sehen. Das monumentale Museum wurde am Siegestag, dem 9. Mai 1981, in Anwesenheit von Leonid Breschnew, dem damaligen Generalsekretärs der KP der Sowjetunion, eröffnet. Die Namensänderung von 2015 änderte nicht viel. Der englischsprachige Führer versucht verzweifelt, dem sowjetischen Narrativ, der bis in die ausgestellten Gegenstände und die Architektur hin alles durchdringt, eine ukrainische Version entgegen zu halten.

Das Museum der Antiterroristischen Operation ist –provisorisch – ebenfalls in diesem Museum untergebracht. Auch hier wird deutlich, dass es für die Beschreibung der neuen Heldinnen und Helden keine neue Sprache gibt, sondern notgedrungen auf die alte, sowjetische zurückgegriffen werden muss. Sie werden zu den NachfolgerInnen der Kriegshelden von damals konsekriert, auch wenn sie nun heroisch gegen die ehemaligen Verbündeten kämpfen.

Besonders schwer haben es dabei die Frauen. Die Figur des Helden ist männlich, sie preist Tugenden, die männlich apostrophiert sind. Wenn überhaupt Frauen in der ATO zur Darstellung kommen, dann eher in einer maskulinisierten Form. Zwischen Formen und Inhalten dieser Heldenverehrung klafft heute jedoch eine Lücke, die nicht mehr zu schließen ist. Denn sie nehmen dem gegenwärtigen Geschehen, indem sie es in alte Kostüme kleiden, seinen tödlichen Ernst.

Das Mutter-Heimat-Denkmal, eine 62 Meter hohe Statue auf einem 40 Meter hohen Sockel türmt über dem Museum und dominiert die Skyline der Stadt. Wie viele solche Statuen in der UdSSR geht sie auf das berühmte Kriegsplakat des georgischen Malers Irakli Toidse „Mutter Heimat ruft“ aus dem Jahr 1941 zurück. Mutter Heimat, die von ihren Kindern heldenhafte Selbstaufopferung verlangt. In der Heldenstadt Kiew ist das Held-Sein eine Verpflichtung, die auch in die Topographie der Stadt eingeschrieben ist.

Die nachfolgenden Texte – man muss sie nicht einer Gattung zuordnen – sind zumindest in ihrem Misstrauen gegenüber dem Heldendiskurs und den Formen der Heldenverehrung vergleichbar. Im „postheroischen“ Zeitalter sind die Künstler auch als Akademiker gefragt. Nicht nur, um einen kritischen Diskurs zu führen, sondern auch, um die immer noch bewegenden Menschenschicksale wieder hörbar, erlebbar und lebendig zu machen, indem sie sie aus der Totenstarre befreien, im direkten und übertragenen Sinne, durch eine neue, nicht kontaminierte Sprache.



ALISSA GANIJEWA

Ohne Titel

Helden sitzen bekanntlich in unserem kollektiven Unterbewusstsein. Archetypisch sind sie so etwas wie Halbgötter (wie bei den alten Griechen). Als solche handeln sie auf jeden Fall gegen die Normen. Sie setzen sie außer Kraft, das ist ihr göttliches Recht. Was tut ein Held? Er rettet. Er richtet im Namen des Guten. Unter bestimmten Umständen findet er sich möglicherweise jenseits des Gesetzes wieder und verbirgt sich sein Leben lang vor den Gesetzeshütern. Nicht selten erwachsen aus seinen guten und der Sache nach gerechten Taten furchtbare Folgen. Oft die Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. Tragische Superhelden. Sie wollen das Beste für die Gesellschaft, doch nicht selten verstößt sie die Gesellschaft, macht aus ihnen Banditen, Abreken – kaukasische Partisanen, die sich über die geltenden Gesetze erheben. Abreken brechen aus der Alltagslogik aus und lassen sich ausschließlich von existenziellen Fragen leiten. Es sind Geächtete, die zu Heiligen werden. Diener einer höheren Wahrheit, die das schwache menschliche Gesetz als Räuber verfolgt. De jure im Unrecht und de facto im Recht. Tapfere Kämpfer gegen das universelle Böse, unverstanden und abgelehnt vom offiziellen System. So sieht das aus dem einen, dem romantischen Blickwinkel heraus aus.

Und dieser Blickwinkel ist sehr gefährlich. Nimmt man diesen Blickwinkel ein, sind die islamischen Mudschahedin, die Bordelle anzünden und Schmiergeldnehmer in die Luft sprengen, weil sie eine nach ihrer Meinung gerechte und den göttlichen Gesetzen entsprechende Welt schaffen wollen, zweifelsohne Abreken. Abreken sind auch diejenigen unter den ostukrainischen Volksmilizen, die aus tiefster Überzeugung gegen den „Faschismus und das feindliche Joch“ kämpfen (in Wirklichkeit zerstören sie einen fremden souveränen Staat). Auch die Mitglieder des Rechten Sektors, die für solche hehren Kategorien wie Nationalstolz und nationale Einheit streiten, in Wirklichkeit aber die wahren humanistischen Werte zertrampeln, gehören dazu.

Revolutionäre und Diktatoren, die hunderte und tausende Menschen im Namen einer großen Idee bestrafen, sind Abreken, Terroristen, die Lebensmittelgeschäfte als Herde der kapitalistischen Aggression und des benebelnden Konsums in die Luft sprengen, ebenfalls. Die Abreken sind unter uns, es gibt sie in großer Zahl, und wir nehmen sie auf unterschiedliche Weise wahr, je nachdem, wie sie uns präsentiert werden. Als schreckliche und besessene Verbrecher oder als Heilsbringer, als Heilige, als beste aller Menschen. Das Schlimmste ist, dass sowohl das eine als auch das andere in gewisser Weise stimmt.

Die Sichtweise Heldentum/Antiheldentum sympathisiert zweifelsohne mit einer ebenso auf einen Helden fixierten, schmerzhaft rigorosen und desolaten Position. Diese bedeutet, dass diejenigen, die nicht für uns sind, unter uns stehen. Wer nicht dazugehört, ist ein Fremder. Die „Helden“ verüben Gewalttaten in zwielichtigen Etablissements, um die Stadt von Gräueln zu befreien, bringen gezielt Obdachlose und Trinker um, merzen mit Feuer und Schwert die Laster aus. Sie sind die Einzelkämpfer gegen die Globalisierung, Mitglieder fundamentalistischer Religionsgemeinschaften, waghalsige Imperienverfechter, Psychopathen, blind besessen von einer Ideologie, ganz gleich ob Kommunismus, Patriotismus, die „Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit“, die Rettung der Seelen vor der ewigen Verdammnis oder andere.

Die zweifarbige, schwarz-weiße Wahrnehmung ist im Übrigen nicht nur typisch für diese „Helden“, sondern auch für die meisten von uns. Die meisten glauben, es gäbe nur eine Wahrheit, in jeder Situation müsse es zwangsläufig einen Guten und einen Bösen geben. Daraus erwächst die gesamte Propaganda in allen Ländern und Gesellschaften. Das Problem ist nur, dass die Welt in Wirklichkeit bunt, komplex und vielgestaltig ist. Weswegen Gerechtigkeit auch unmöglich ist.

Die erwähnte Vielgestaltigkeit habe ich während unserer Kiew-Reise gesehen. Ich habe dort ganz andere Helden erlebt, die nicht zweidimensional, nicht archetypisch waren, sondern komplex und unauffällig. In einer bestimmten historischen Situation (zum Beispiel in der allgemeinen Euphorie, in einer Revolution, in einem Krieg) bedeutet Zweifel Heldentum. Zweifel ist die Funktion des Intellektuellen. Umberto Eco hat unter anderem darüber geschrieben. Wenn sich alle einig sind, wenn für alle alles einfach scheint und die Welt zweigeteilt ist, reden Helden über komplexe Dinge. In einer solchen Situation bleibt der Intellektuelle allein. Manchmal wird er von seiner Umwelt sogar als Feind wahrgenommen. Aber sein Heldentum besteht darin, dass er sich treu bleibt und unabhängig von den Umständen seine Rolle ausfüllt.

Er beeindruckt nicht einfach mit Parolen, indem er die eigenen Leute lobt und die Fremden verdammt, sondern liefert eine nüchterne Bewertung. Seine Liebe zu seinem Volk (die jeder Held hat) zeigt sich in der täglichen routinierten Arbeit, im Kampf gegen die Widrigkeiten der Gegenwart, in der Kritik, im Schaffen, in der Suche nach der Wahrheit, die immer bunt ist. Der Künstler Wassyl Tscherepanin, die Leiterin des Anti-Korruptionszentrums Darja Kalenjuk, der Abgeordnete Sergej Leschtschenko, die Fernsehjournalistin Angelina Karjakina, alle die, die wir auf unserer Reise getroffen und mit denen wir gesprochen haben, sind für mich echtere Helden als die uns vertrauten archetypischen Heldenfiguren. Das sind keine Helden der Gefühle, sondern des Intellekts. Ihre Waffen sind die scharfe Analyse der Situation und ein stereoskopischer Blick. Genau diesen Helden gehört die Zukunft.

Aus dem Russischen von Claudia Dathe.



VOLJA HAPEYEVA

Schwarzer Apfelbaum

der Morgen beginnt mit dem Übersetzen der Namen
von Menschen
die gesucht werden – von Polizei, Familie, Institutionen

im Nachbarland ist Krieg
aber wie immer hat jede Seite ihre eigene Terminologie

alles was ich über diese Menschen weiß ist das Datum ihrer Geburt
und durch alle von mir übersetzten Briefe schleppt sich die Ungewissheit
wie wenn man etwas ertragen muss und nicht weiß wie lange noch
und plötzlich
Feststellung des Aufenthaltsortes der Person
und dann
als Nachtrag – Bestätigung über die Identifizierung des Leichnams
und die Ungewissheit nicht schwerelos, kein Nebel mehr wird ein schwarzer Apfelbaum

wie viele ich in meinen Übersetzungen nicht begraben habe
ich stand neben Mutter und Vater, Mann und Geliebter
ging weg um am nächsten Tag an andere Türen zu klopfen
und zu sehen wie sich Falten von Ungläubigkeit und Wut über die Gesichter legen

Identifizierung des Körpers und Nichtidentifizierung der Seele
Todesnachricht – wie übersetzt man das richtig?

und da – ich schreibe in der Gefängniszelle einen Brief
und da – ich entziffere im Schützengraben eine Handschrift

schickt mir warme Socken und ein Schachspiel
euer Sohn, 2017

ich bin auf den Grund gesunken,
der Tod ist der Tod,
doch soll er nicht vollkommen ruhmlos sein
1942

wer ist dieser Ruhm, denke ich
was macht er mit den Herzen
gibt er der herrschenden Sinnlosigkeit einen Sinn
damit das alles nicht umsonst gewesen ist

seien Sie zuversichtlich und trösten Sie sich mit dem Gedanken
dass die Sache, für die Ihr Mann gekämpft hat
die Befreiung der Heimat war
1945

es wäre besser gewesen uns gleich zu töten
als so zu foltern
Olena, Kamjanez-Podilskyj, 1941

einen Brief schreiben und auf eine Auszeichnung hoffen
einen Brief schreiben und zittern ob das Geld angekommen ist
einen Brief schreiben und nicht wissen, dass es der letzte ist
oder einen Brief schreiben und es wissen
sag Sina lieben Dank für die Fotos, eins aber gefällt mir nicht,
dass ihre Lippen geschminkt waren nämlich, noch dazu schlampig
1941, Kiew

Weihnachten haben wir im Schützengraben verbracht
aber ich hatte ein Stück Christmas Pudding
kein Grund also zu murren
1914, Edward

VOLJA HAPEYEVA

es ist schwer als einzige Frau in der Division,
wir schlafen in einer gemeinsamen Erdhütte,
legen uns rund um einen einzigen Ofen trocken.
Hose und Schuhe haben die falsche Größe
Maria, 1945

so viel durchmachen wie alle
und noch mehr geben sogar
denken, dass du genauso ein Held bist
und später verschweigen, dass du dort warst, die Orden verstecken
denn niemand will eine Soldatin haben
„wir wissen wie du diese Orden verdient hast“

und dass man ihr die Beine amputiert hat
und dass sie höllische Schmerzen erlitt
und dass sie den Mut hatte, sich dem Kommandier zu verweigern

zählt nicht

aber was zählt dann, überlege ich

mit jungen Krankenschwestern schlafen?
einen Kriegskameraden verleumden?
die Tochter des Feindes vergewaltigen?

du bekommst keinen Orden
wenn du dich fragst, ob es Sinn macht zu schießen
wenn du Mitleid hast mit den deinigen und mit den anderen
wenn du dein Kind ertränkst um andere zu retten
wenn du dich um einen fremden Mann kümmerst
wenn du dich am schwarzen Apfelbaum erhängst

im Namen der Mutter der Tochter und der heiligen Geistin

Aus dem Weissrussischen von Maria Weissenböck.





ANJA KAMPMANN

Die Leere auf den Polstern

Kiew. Mein Blick wandert immer wieder zu einem Bein, das auf den Stadtplan gedruckt ist, halbnackt, nur von einer Pfauenfeder bedeckt. Ein weißer Lackschuh, dunkelroter Lippenstift, the best girls in the world.

Für ein großes Versprechen sind wenige Attribute nötig – für den Helden: Tapferkeit, Mut, eine zerschlissene Jeansjacke, oder eine Uniform. Das Bild des Helden braucht einen Ort, eine eigene Kulisse, vor der es erst zu dem wird, was wir darin sehen wollen: etwas Eindeutiges, klar Abgegrenztes. Unter der Mutter Heimat in Kiew versucht ein naiv wirkender, etwas verpickelter Jüngling, uns anhand der Überbleibsel eines Krieges von dessen Helden zu berichten: die Helden, das sind die Blutstellen auf den Polstern, das ist die Leerstelle, von der Regierung mit einer eigenen Erzählung ausgefüllt. Ein zerschossener Ford Scorpio. Da ist sie wieder: die Welt hat scharfe Kontur, schwarz, weiß, solange man nicht zu genau fragt. Die Geschichten der Helden müssen eindeutig sein, einprägsam wie der Marlboro Mann. Rinder, Lagerfeuer, Weite.

Es braucht diese wenigen Attribute, wie Codes. Wenn eine reiche Dame einen Molotowcocktail wirft, ist sie solange nur eine reiche Dame, die eben jenes tut, bis wir erfahren, wofür sie es tut, wofür sie einsteht, wogegen sie sich richtet. Es gibt keinen Helden ohne die Erzählung über den Helden.

Wir haben einen Schauplatz aufgesucht. Einen Platz in einer Millionen-Metropole, leicht an einen Hügel gelehnt. Maydan. Würde man aus großer Ferne herankommen, wären oben der Hügel und das Parlament, die Regierung, von dort, von einer Nietenbrücke und den hohen Häusern herab, wurde geschossen. Wir würden die Kälte ergänzen, die Feuer und Barrikaden – und später, etwas verzagt, die heavenly hundred, Opfer, zwei Fronten, divergierende Berichterstattung, ein you-tube livechannel, wir hätten Hunderttausende, aber wer von ihnen ist unser Held? Ist es die Bewegung an sich, sind es die Opfer, sind es die Schlaflosen und Sehnsüchtigen an den Monitoren zuhause? Oder sind es diejenigen, die viel später versuchen, etwas von dieser Energie zu bewahren, sich in den erstarkenden Strukturen Freiräume zu schaffen, ohne jeden Schutz? Sind es junge Abgeordnete mit geringelten Socken oder energische junge Frauen, die mit juristischen Mitteln gegen den alten Filz der Macht- und Geldeliten kämpfen? Sind es Journalisten, Berichterstatter, sind es Beobachter, die versuchen unparteiisch zu sein?

Aus Kiew wiederzukommen in ein sattes Deutschland nach der Wahl 2017 ist in etwa so, wie in einen schallisolierten Raum zu treten: Viele stellen resigniert fest, dass die Wahlprogramme ihre Probleme nicht abbilden, also hoffen sie einfach auf die nächste Wahl. Viele echauffieren sich über erstarkende rechte Kreise, und können sich doch an keine Diskussion erinnern, in der die Wähler ‚aus dem off‘ einmal zu Wort gekommen wären. Während ich zurückkomme aus Kiew ist mir diese Trägheit fast peinlich. Der große dicke Bauch Deutschlands, nicht nur der materielle, eher die mentale Behäbigkeit, die sich nicht zuletzt in den noch immer vorherrschenden Klischees über Ostdeutschland zeigt. Im Jahr 2017 ist nichts zusammengewachsen, wie es sollte, auch, weil über die Enttäuschungen, Ängste, Verletzungen der Nachwendezeit nicht gesprochen wurde. Es gab sie nicht. Nach der Wahl nur ein kurzes Brodeln in der Presse, Schuldzuweisungen, keine Verständigung. Nur eine große Trägheit und bequemer Rückzug; man meint zu wissen, verantwortlich sind immer die anderen.

Wenn Du zurückkommst
hörst du die Gänse schreien
und die Stadt ist still wie ein Mehlsack
in einer staubigen Kammer.

Wenn wir von Helden sprechen, müssen wir von einer bestimmten Energie reden. Der Mut für etwas einzustehen, etwas verändern zu wollen. Und der klassische Held – ist er nicht immer wieder das ideelle Zugpferd, das hilft zu verschweigen, dass einer aus dem Krieg nie zurückkehrt, wie er war?

Kiew
die kleinen Gepäckwägelchen zwischen den Maschinen
wie wir diese großen weiten Flächen ausleuchten
und immer so tun
als würden sie hinter dem Lichtkegel enden

Löffel voll Kaviar
unwirklich rot auf den Plakaten
die übertriebene Zuckerbäckerei
Stalins Fassaden Steinsockel
wie aus einem Bergwerk gebrochen
Khreschatyk street
du bist klein
das Bergwerk dein Leben
ein paar obligatorische Birken
Autos wie fallengelassen zu den Seiten der Straßen
als wären die Splitter eines Kaleidoskops
durcheinander gekommen

ANJA KAMPMANN

du überquerst diese Brücken
das rote Laub der Kastanien
das goldene Dach der orthodoxen Kirche

noch immer wird Blumenkohl verkauft
und Tomaten so groß wie Schneekugeln
voller Ideen an die sich jetzt keiner mehr wagt

in diesen Straßen bist du a priori ein Einzelkämpfer
sagt einer, seit drei Jahren keine Polizei
eine Straße ist etwas anderes als der Weg auf etwas zu
deadlock, Sackgasse
das Wort fällt öfters

aufgegrabene Erde, Herbstgebüsch
auf dem Hügel mit Blick zum Fluss türmen sich die Villen
bemalte Panzer
auf denen Kinder spielen
du sitzt auf dem Zielrohr wie auf einem Pony
der Krieg, sagt W., ist nicht zu gewinnen, hat seine
Metastasen überall – und woran glauben?

an die langen Nächte, die Kälte in den Knochen
es sind immer nur Splitter, kleinere Teile eines Bildes
das man hin und herschiebt wie ein hübsche Decke
auf einem zu großen Tisch
dunkle Ränder, die wir mit Begriffen füllen
die schnell ziehenden Wolken

unter der Mutter Heimat wird Geschichte umerzählt
und mit Beweisen angereichert – ein zerschossener Ford Scorpio
Rosenkränze, Tarnmützen
im Museum über den zweiten Weltkrieg sind Deutsche
inzwischen sehr willkommen. Russen hingegen ...

Wohnungen kauft man hier als Schachteln, erzählt K.,
um sie dann selbst auszukleiden – das Bad, die Tapeten,
Fußböden, alles. Ob es mit der Geschichte genauso ist?
Weit entfernt die Versprechen der Baumarktriesen, die uns
den Rückzug erlauben, weit hinter die Fassaden.

Draußen wieder die Wälder, in denen man verschwinden kann
some still missing. 86% des Fernsehens gehören 4 Oligarchen -
was niemanden erstaunt.

Noch immer wird Blumenkohl verkauft
und Tomaten groß wie Schneekugeln voller Ideen
die nach ein paar Tagen
lose erscheinen, wild vermengt

Die kalte Luft unter unseren Jacken
die Markthalle deren Dach
wie die Wölbung einer Tonne nach unten geneigt ist
nur die dünne Luft des Alltags, die sich wenig verändert hat
kein anderes Licht oder neue Gesetze
die einfach so und hell wie Schnee fallen
nur Melonen neben den Kürbissen

die verfrorenen Füße

und eine Frau die einen Strauß Blumen
– fransige weiße Blätter, lange Stile –
jedem entgegenstreckt, der den Weg
zur Markthalle entlangkommt

als hätte er etwas gewonnen.



VIKTOR MARTINOWITSCH

Helden im Pizzalieferdienst

Einigen wir uns zuerst einmal auf die Musik. Während ich erzähle, könnte eine Bluesimprovisation von Neil Young zum Film „Dead Man“ von Jim Jarmusch laufen, das wäre elegant und intellektuell. Aber das, was ich erzählen will, braucht einen anderen Sound. Einen ganz anderen.

Stellen Sie sich doch dazu minimalistische Industrieklangwellen vor, so ähnlich wie im Soundtrack von Sea Wall zum letzten „Blade Runner“. Stellen Sie sich vor, dass, während Sie das lesen, worum es im Weiteren geht, die Bässe des Subwoofers die Hauswände durchbohren, die Vibration Ihnen unter die Haut, in die Muskeln, in die Knochen dringt und dreist nach Ihren Eingeweiden greift. Jetzt haben wir die richtige Stimmung.

Es war spät in der Nacht, ich lief die Sofijewska-Straße entlang und suchte nach einer Imbissstube, in der ich vor einigen Jahren, als unten auf dem Maidan die Reifen ausbrannten, leckere Kartoffeltaschen gegessen hatte. Ich hatte Hunger, und ich stellte mir Dill-Sahne-Soße vor, ein Stück frisches Brot, ein ungetrübtes Nacht Mahl mit einem anschließenden melancholischen Spaziergang á la Neil Young zurück ins Hotel. Die Imbissstube gab es nicht mehr, dafür befand sich an ungefähr derselben Stelle ein merkwürdiges Lokal, das seiner Ausstattung nach eher an ein Waffengeschäft erinnerte. Veterano Pizza, verkündete das Schild. Aus Angst, in einen geschlossenen Klub von Fußballfans zu geraten – wenn man es genau bedachte, war Veteran kein schlechterer Name für einen Fußballverein als zum Beispiel Arsenal – schlüpfte ich vorsichtig hinein.

Zuerst kam es mir vor, als wäre ich in ein Etablissement geraten, das auf Krieg gemacht war. So was wie das Restaurant Kryjiwka in Lwiw, wo erwachsene Menschen so tun, als wären sie ukrainische Partisanen, und zugereiste Moskauer, die die Parole nicht kennen, mit ihrer gespielten Wut einen Schreck einjagen. Nachgemachte Fahnen von Kampfteinheiten, die an der Anti-Terror-Operation beteiligt waren. Maschinengewehrgehäusen unter Glas auf den Tischen. Kellner im semi-military Look. Ich betrachtete die Flagge des Asow-Bataillons an der Wand. Die war nicht nachgemacht, wie ich feststellen musste. Ich hob den Blick und schaute den Kellner an, der mir die Speisekarte brachte.

Hier muss ich etwas zusätzlich erklären. „Die Augen sind der Spiegel der Seele“, sagt man im Russischen. Gott will uns einen kleinen Hinweis geben, deutet in den Augen die Geheimnisse des fremden Bewusstseins an, lässt uns erahnen, was sich hinter ihnen verbirgt. Und unser einziges Problem liegt darin, dass wir äußerst selten von diesem Hinweis Gebrauch machen, dass wir einen Unbekannten nach seiner Kleidung beurteilen und nicht nach seinen Augen. Wenn ich nun die Augen des Menschen beschreiben sollte, der mir die Speisekarte brachte, würde ich mich der Zeile des Liedes „Shine on you crazy diamond“ von Pink Floyd bedienen, in der von schwarzen Löchern die Rede ist, die am Himmel leuchten (Himmel trifft es hier meiner Meinung nach sehr genau und nicht Kosmos, denn der Anblick von zwei schwarzen Löchern, die sich am blauen Himmel öffnen, ist ein besonders starkes Bild).

In den vergangenen zwei Tagen sind mir diese beiden schwarzen Löcher zweimal in den Sinn gekommen. Das erste Mal, als ich mir im Flur des Fernsehsenders Hromadske TV eine Ausstellung mit Fotos aus dem Kriegsgebiet angesehen habe. Ein Foto zeigte als große Nahaufnahme den Kopf eines Kämpfers, der gerade aus einem Gefecht kam. Der Mann schaute an der Kamera vorbei ins Irgendwo. Seine Augen glichen zwei explodierenden Universen. Sie schienen mit Tränen gefüllt, obgleich er sicher allen gesagt hatte, das käme vom Rauch und davon, dass er zwei Nächte nicht geschlafen hätte.

Zum zweiten Mal fiel mir der Kellner aus dem Veterano Pizza ein, als ich in Serhij Zhadans neuem Roman „Internat“ die Szene las, in der sich Menschen, die kurz zuvor in ein Gefecht geraten waren, aus dem soeben eroberten Gebiet zum Kontrollposten zurückziehen. Zhadan teilt uns mit, das habe ausgesehen, als ergieße sich ein Strom braunen müden Wassers in einen sauberen Fluss.

Freimütig erzählte mir jemand, Veterano Pizza sei von einem Kriegsheimkehrer eröffnet worden, der zu Anfang lediglich 100 Dollar zur Verfügung hatte. In der Pizzeria arbeiteten ausschließlich Veteranen der Anti-Terror-Operation (ATO), weswegen es gelungen sei, einer gewissen Anzahl ehemaliger Kriegsteilnehmer eine Arbeit zu verschaffen. Man kann wählen zwischen Pizza Margherita, Pizza Hawaii und ganz passabel aussehenden Spaghetti. Caesar-Salat mit Hühnchen und Bruschetta di Parma sind ebenfalls im Angebot. Als Nachspeise kann man einen Kirsch-Quarkkuchen bestellen, hier hatte ich einige Mühe, bei der roten Soße nicht an Blutflecken zu denken.

Der Appetit war mir sofort vergangen. Aber aus Achtung vor den Menschen, die, als man ihr Land überfiel, zur Waffe gegriffen und es wortlos verteidigt hatten, blieb ich sitzen. Später hörte ich im Museum des Zweiten Weltkriegs (ein eigenes Museum für die ATO gibt es bislang nicht), dass das Verteidigungsministerium nicht für alle Freiwilligen, die an den einzelnen Frontabschnitten die Abwehr organisierten, Uniformen zur Verfügung stellen konnte. Dass sie Bundeswehruniformen in Militärgeschäften auf eigene Kosten kaufen mussten.

VIKTOR MARTINOWITSCH

Dann kamen die Kämpfe um den Donezker Flughafen, der Kessel von Ilowajsk und viele andere Dinge, die denen, die das mitgemacht und überlebt hatten, zwei schwarze Löcher an die Stellen brannten, wo zuvor die Augen gewesen waren. Später kehrten die Freiwilligen nach Hause zurück. Um eine Pizzeria zu eröffnen. Mit gerade einmal einhundert Dollar.

Wollen Sie Parmesan zu Ihren Spaghetti Carbonara? Caesar-Salat mit Zwiebeln oder ohne? Ein großes Bier? Lager oder naturtrüb? Ketchup. Sparen Sie nicht an Ketchup! Normales Leben. Normale Arbeit. Lieferung in Kiew frei Haus. Alles besser, als sich zu Hause um den Verstand zu saufen.

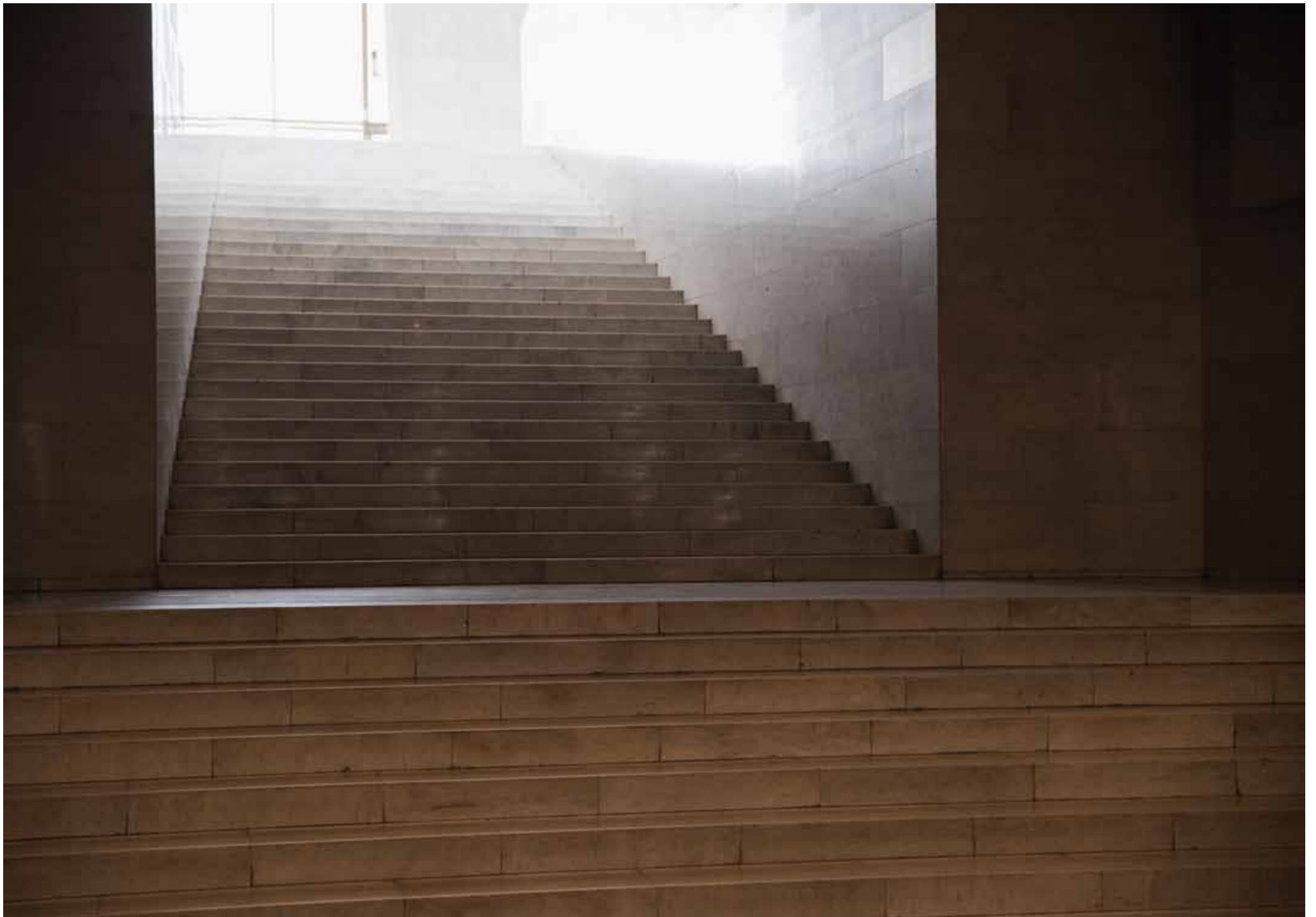
Wissen Sie, normalerweise werden Helden nicht bedauert. Normalerweise erfahren Helden Ehre und Ruhm. Helden, die nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg mit hundert Dollar in der Hand eine Pizzeria eröffnen, sind ein hinreichendes Porträt unserer Zeit. Der Epoche der fake news und falschen Idole. Aber ist es denn irgendwann anders gewesen?

Im Pinchuk Art Centre läuft eine Performance des Künstlers Santiago Sierra unter dem Titel „Veterans of War Facing the Corner“. Ich trete ein – ein leerer Raum mit weißen Wänden. Grelles Licht. Unerträglich grelles Licht. „Warten Sie einen Moment“, sagt der Kurator. „Es geht gleich los. Ein echter Veteran!“ Aus dem Flur kommt ein großgewachsener Mann in Tarnkleidung mit zwei schwarzen Löchern statt Augen. Schweigend teilt er mit seinem Körper die versammelte Touristenmenge, betritt den weißen Raum und stellt sich in die Ecke. Steht reglos da. Facing the corner, wie der Titel verspricht. Dieser Held hat es gut. Genau zehn Minuten steht er in der Ecke. Dann ist die Performance zu Ende und er darf gehen.

Andere verbringen vor diesen beiden aufeinander zu laufenden Wänden ihr ganzes restliches Leben.

Aus dem Russischen von Claudia Dathe.





SASCHA REH

Propagandamaschine

*„Und wenn alle anderen die von der Partei verbreitete Lüge glaubten
– wenn alle Aufzeichnungen gleich lauteten –
dann ging die Lüge in die Geschichte ein und wurde Wahrheit.“*

Orwell, 1984

Ich bin wütend auf die Welt. Meine Wut hat nicht hauptsächlich mit der Ukraine zu tun, obwohl auch sie ihren Anteil daran hat. Meine Wut hat – neben den Dingen, über die man sonst noch wütend werden kann, wie Hunger, Krieg oder Genitalverstümmelung – mit den Medien zu tun. Oder genauer mit dem, was Donald Trump die „unehrlichen Medien“ nennt. Und noch genauer damit, dass Leute wie Donald Trump die Medien unehrlich nennen, obwohl sie selber unehrlich sind.

Was meine Wut angeht, ist Donald Trump nur ein Platzhalter. Man kann ihn gegen eine Reihe von machtversessenen und ignoranten Arschlöchern austauschen, gegen Putin zum Beispiel, oder gegen Petro Poroschenko, den ukrainischen Präsidenten.

Poroschenko ist reich geworden mit einer Schokoladenfabrik namens „Roshen“. Der Firmenname ist fantasievoll gebildet aus dem Mittelteil seines Nachnamens; soweit ist die Sache noch ganz ulkig. Bald wurde aus Roshen-Schokolade ein milliardenschwerer internationaler Mischkonzern, der auch mit Rüstungsgütern handelt, und da hört der Ulk naturgemäß auf. Geld verdient dieser Konzern unter anderem mit den gestiegenen Rüstungsaufträgen der Ukraine nach der russischen Okkupation der Krim und dem Krieg im Donbas. Natürlich, Poroschenko klagt Russland an, die Souveränität der Ukraine und das Völkerrecht zu ignorieren, und das sieht auch der Westen so. Sein Firmenimperium verdient aber trotzdem glänzend an dem Krieg.

Wie? Ach richtig, es gibt ja gar keinen Krieg. Lediglich ein paar ostukrainische Separatisten kämpfen um ihre Autonomierechte und eine Handvoll russischer Soldaten, die gerade nichts anderes zu tun haben, unterstützen sie dabei freundschaftlich. Angeblich sind sie privat unterwegs, weswegen sie auch keine Hoheitszeichen tragen. Wahrscheinlich Couchsurfing. Keine große Sache jedenfalls.

Man stelle sich vor, die deutschsprachige Bevölkerung des Elsass wollte wieder zu Deutschland gehören und die Bundeswehr schickte zur Unterstützung dieses Ansinnens ein paar tausend Soldaten mit Panzern und Artillerie, aber ohne Hoheitszeichen. Das Ausland protestiert natürlich gegen diese Invasion eines friedlichen souveränen Staates, aber Angela Merkel beschwichtigt alle mit den Worten, dass man Soldaten auf Urlaub schwerlich Vorschriften machen könne, wo sie in ihrer Freizeit herumballern. Dies ist Putins Argumentation. Ich bin wütend auf Regime – und das heißt, auf Menschen –, die sich ihrer Sache so sicher sind, dass sie glauben, sich beim Lügen nicht mal mehr Mühe geben zu müssen.

Das Wenige, das ich über die Ukraine weiß, habe ich entweder aus den Massenmedien oder von einigen ausgewählten Menschen erfahren, denen ich bei unserer Reise nach Kiew begegnet bin und die jeweils nach ihren Möglichkeiten gegen das Klima aus Lügen, Korruption und Misswirtschaft anarbeiten, das dort herrscht. Der Abgeordnete Serhii Leshchenko gehört dazu. Er versucht, die Korruption innerhalb der politischen Parteien auszutrocknen, indem er sich mit unkorruptierten Staatsanwälten verbündet. Man könne das nur in sehr kleinen Schritten tun, sagt er, und die Widerstände seien zahlreich und mächtig. Oder Daria Kaleniuk, die als Korruptionsbeauftragte einer unabhängigen NGO entsprechende Fälle untersucht und aufdeckt und die, da sie in der Öffentlichkeit steht und ebenso beredt wie engagiert ist, unablässig angefeindet wird; oder Angelina Kariakina, Chefredakteurin von Hromadske TV, die regelmäßig Korruptionsfälle publik macht. Hromadske TV ist spendenfinanziert und unabhängig, als eines der ganz wenigen Nachrichtenportale der Ukraine, das nicht von der Oligarchie kontrolliert wird.

Wenn ich überhaupt das Wort „Helden“ benutzen will – unter diesem Titel steht schließlich das gesamte Projekt der Evangelischen Akademie Tutzing –, dann sind für mich diese Menschen Helden. In einer orwellischen Halbrealität, in der objektive Berichterstattung von allen Seiten blockiert wird – „Unwissenheit ist Stärke“ – versuchen sie über nachprüfbare Einzelereignisse zu berichten, verschleierte Geschäftsbeziehungen aufzudecken oder eine Waffenruhe zu überführen, die keine ist. Um sie herum tobt ein Kampf um die Deutungshoheit aller Informationen, den man nur noch als hysterisch bezeichnen kann und der vor allem deswegen so unfassbar wütend macht, weil die Stimme der Wahrheit darin fast immer übertönt wird.

Die russische Seite sieht in der „Revolution der Würde“, die 2014 zur Absetzung des überragend korrupten Präsidenten Viktor Janukowitsch geführt hat, einen nationalistischen Putsch, der unter anderem die gewaltsame Unterdrückung jener (russlandaffinen) Ostukrainer zum Zweck habe, die sich von Kiew nicht gehört und gesehen fühlten. Die ukrainische Regierung wiederum sieht öffentliche Berichterstattungen über innenpolitische Korruptionsfälle (etwa von Seiten Hromadskes) als mindestens unpatriotisch, wenn nicht sogar als Verrat an, jetzt, da das Land von außen angegriffen werde und man doch zusammenhalten müsse. Dies sind die Geschichten, neudeutsch „Narrative“, die sich beide Seiten anstatt der Wahrheit autosuggerieren, um sich gegen die Propaganda des Feindes zu immunisieren.

SASCHA REH

Natürlich ist das kein idealer Nährboden für das, was wir objektive Berichterstattung nennen – sachlich, faktengestützt, meinungsneutral. Der Ukraine-Russland-Komplex ist längst ein geostrategisches Politikum von gewaltiger Dimension, da mag es wenig verwundern, dass eine neutrale Meinung schwerfällt. Die Konfliktlinien ziehen sich über den gesamten Planeten: gerungen wird um eine mögliche Assoziierung der Ukraine mit der EU und damit die energiewirtschaftlichen Handelsinteressen Russlands und der USA, welche – so sieht es Russland – die Ukraine schon seit Jahren politisch zu destabilisieren versuchen. Wer die Ukraine kontrolliert, kontrolliert beispielsweise die Gasleitungen, über die Russland den europäischen Markt beliefert. An dem sind auch die USA mit ihren überschüssigen Schiefergasvorkommen interessiert. Dies ist bloß das offenkundigste der Konfliktthemen. Daran schließen sich unzählige Verschwörungstheorien an.

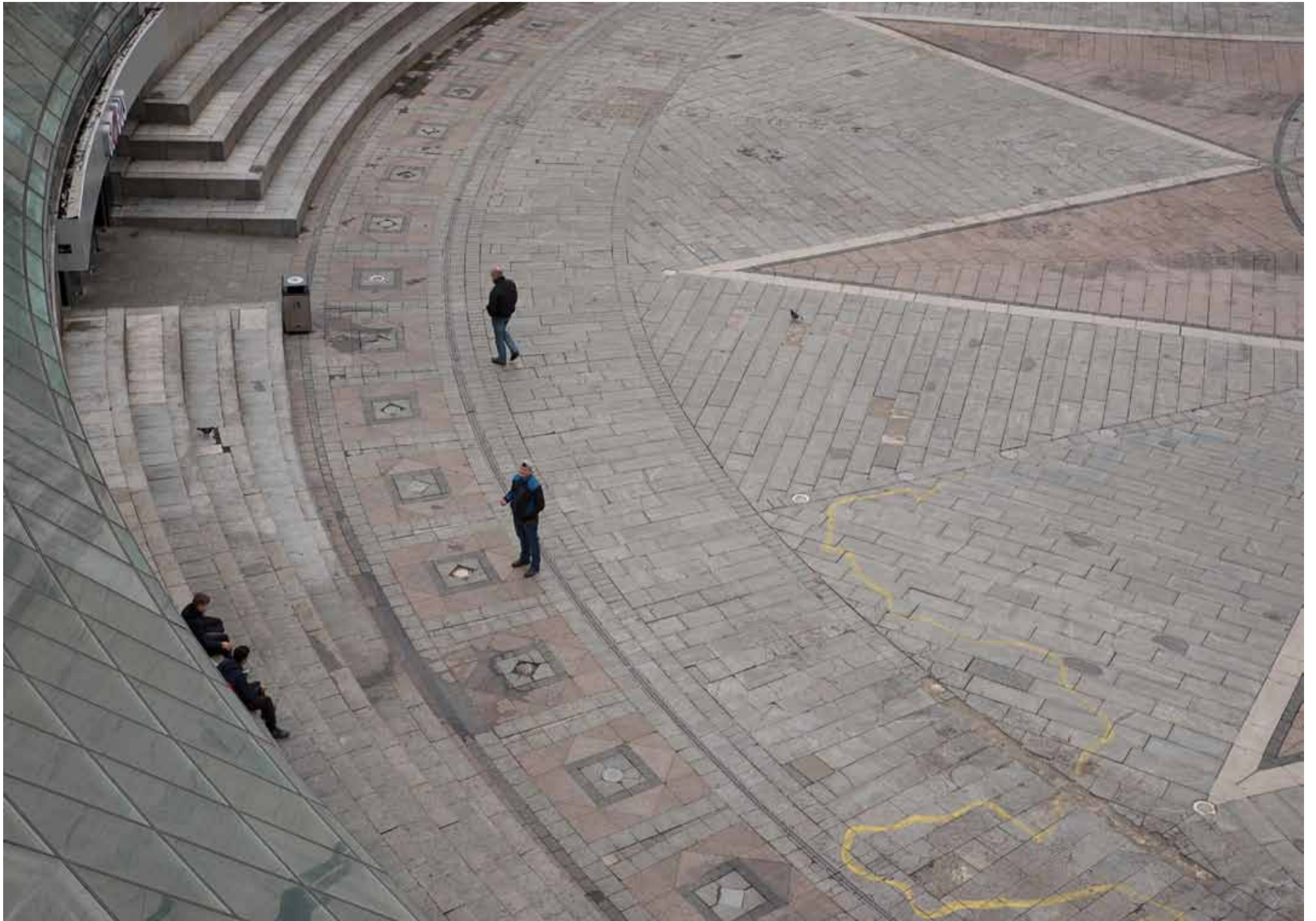
Die Propagandamaschinen beider Seiten brummen und werden niemals müde, sich gegenseitig der Propaganda zu bezichtigen. Die USA werfen Russland vor, ihren Wahlkampf getrollt zu haben, Russland hält im Gegenzug den USA vor, per transatlantischem Pakt auch Europa seine Sicht der Dinge aufzuzwingen. Überhaupt werde Russland von der NATO bedroht, nicht umgekehrt. Da die europäischen „Systemmedien“ die antirussische Propaganda unhinterfragt aufgriffen, müsse Russland mit eigener Propaganda gegensteuern, etwa mit den Portalen „RT“ oder „Sputnik“.

Worüber genau bin ich wütend? Darüber, dass die Welt nach dem Ende des Kalten Krieges keine andere geworden ist? Dass Politik noch immer unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet? Oder dass die Wahrheit auf allen Seiten noch immer verdreht und beschnitten wird, bis sie jeweils passt?

Am Fall der Ukraine lässt sich der Zustand unserer Welt ablesen. Die Ukraine ist in diesem historischen Moment eine der Hauptfrontlinien in einem Hegemonialstreit, dem eigentlich der weltanschauliche Zahn längst gezogen war. Auch das macht mich wütend: die Neuauflage dieser kalten Kriegskamellen ist so wahnsinnig old school, dass wahrlich nur alte Säcke darauf kommen können.

Das politische Gemauschel, das Demokratiedefizit, die Korruption, all das ist nicht nur schrecklich für die ukrainische Bevölkerung, die darunter zu leiden hat: es hat auch Auswirkungen bei uns. Nicht unbedingt direkte: wenn Russland der Ukraine den Gashahn abdreht, wird schön darauf geachtet, dass man den europäischen Großabnehmer nicht verprellt. Wegen diesem Streit hat in Deutschland noch niemand im Winter gefroren. Aber die Propagandaschlacht unterwandert nicht nur hierzulande schleichend das Vertrauen in die freie Presse. Man kann den öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen durchaus verkürzte Berichterstattung vorwerfen, ob man das nun tendenziös oder formatgeschuldet nennt. Aber Deutschland verfügt, gleichsam als Korrektive, über eine große Bandbreite politisch unterschiedlich ausgerichteter Zeitungen und Magazine, aus denen sich jeder, der es will – und sei es durch das Lesen mehrerer – einen umfassenden Eindruck davon verschaffen kann, was vor sich geht. Diese kulturelle Errungenschaft undifferenziert und tendenziös als „Lügenpresse“ abzuwerten, ist der emsigen Fleißarbeit jener Trolle zu verdanken, die die Brüche in der Propaganda des jeweils anderen aufgreifen – und darüber freuen sich wiederum bei uns jene besorgten Bürger, denen „RT Deutsch“ lediglich die vermeintliche Bestätigung ihrer tumben Vorurteile liefert.

Ich bin wütend darüber, das Gefühl haben zu müssen, von allen Seiten angelogen zu werden. Aber Wut hilft nicht weiter, und das Gefühl, von allen Seiten angelogen zu werden, tut es auch nicht. Wem es wirklich ernst ist mit dem Interesse an der Wahrheit, die und der geht sie suchen. Wütend wird man früher oder später zum Troll. Diejenigen, die sich aber mit dem ersten Affekt und auch mit dem zweiten zurückhalten, die Quellen und schließlich auch die Art überprüfen, wie sie zu ihren Urteilen kommen, nur die gehen über die tumbe Empörung hinaus, die letztlich in gelähmtes Verweigern mündet. Das ist die Lücke, in die der Teufel stößt. Ich will sie nicht jenen Idioten überlassen, die sich ganz von ihrer Wut über unsere zweifellos ungerechte und verkommene Welt beherrschen lassen.



OSTAP SLYVYNSKY

Helden-ABW*

B.

Es war ein allgegenwärtiges Tösen in diesen Tagen im Februar 2014, ich habe es deutlich gehört. Das war kein Motorenlärm, kein Stimmengewirr, das war etwas Anderes – wie ein gefrorener Mix verschiedenster Klänge. Kurz zuvor war wenige Meter neben mir eine Blendgranate explodiert, ich war zehn Minuten lang taub, dann kam das Gehör langsam zurück. Hätte es den Lärm nur in meinem Innenohr gegeben, hätte sich das schon geklärt. Aber nein, den Lärm hörten auch andere.

Am 20. Februar hatte es wieder leicht zu schneien begonnen, tags zuvor hatten aufgebrauchte Protestierende in Lemberg Einrichtungen gestürmt, die als Bastionen des verbrecherischen Regimes galten: die Gebietsverwaltung der Miliz und die Staatsanwaltschaft. Wir stiegen über kaputte Möbel, zerbrochene Scheiben, verbrannte Dokumente, Berge verglommerter Lumpen. Feine Schneeflocken sanken herab, weiß legte sich auf schwarz. Man hatte versucht, ein bisschen Ordnung zu machen, schließlich war es ihr Regime, aber unsere Stadt.

Niemanden hielt es zu Hause, ständig trafen wir uns. Wir trafen uns und gingen mal zu den Barrikaden, mal zu der blockierten Armeeeinheit – wir schwiegen oder tauschten kurze Informationen, die sofort das Gespräch erstickten, weil wir sie nicht erklären konnten.

„Hattest du als Kind auch so ein Spielzeug: eine Glaskugel mit Wasser, in der Schneeflocken schwammen?“ fragte mich ein Bekannter und hielt sein Gesicht unter eine Flocke. „Es kommt mir so vor, als säßen wir gerade in einer solchen Kugel. Von draußen schaut jemand zu, was hier vorgeht, und versucht, zwischen den Flocken etwas zu erkennen. Aber das Bild ist unklar.“

Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Heute wurde B. auf dem Maidan getötet. Sechs Uhr in der Früh war er erst gekommen. Und um neun war er schon tot.“ usätzlich zum Schnee kam Wind auf, einen Moment lang trennte uns zwei ein beweglicher Schneeschleier vom Rest der Welt. Als hätte jemand die Kugel besonders stark geschüttelt.

B., B...
Die Granaten der vorangegangenen Tage, das Bellen der Videoübertragung vom Maidan, all das waren kümmerliche Ritzen und Spalten, durch die der Tod zu uns vorzudringen versuchte. Jetzt war er durch den Haupteingang gekommen.

B. war in einer exponierten Stellung, ein ideales Ziel. Im Januar 2014 hatte er als erster die Gebietsverwaltung betreten, zwei Wachleute, die nicht wussten, was sie machen sollten, ließen ihn durch und nach ihm einige hundert weitere Protestierende. Tags darauf schleppten er und ich zusammen Holzbretter, um die frisch errichtete Barrikade vor dem besetzten Gebäude zu befestigen, und er sagte lachend: „Keine Ahnung, wer mehr durcheinander war: wir oder sie. Wir wussten doch auch nicht, was wir da machen sollten. Das war ja im Prinzip alles nur symbolisch, verstehst du.“

B. war Historiker. Ein sehr guter Historiker. Er lehrte ukrainische Geschichte des 20. Jahrhunderts, und das schärfte einen sehr spezifischen menschlichen Charakterzug: Formen und Interpretationen werden obsolet. Es geht nur um die Essenz, um das Wesentliche. Um die nackten Fakten. Die Wahrheit ist einfach, sie lässt sich mit ein paar verständlichen Wörtern ausdrücken.

Er hatte sich spontan entschlossen, nach Kiew zu fahren, abends. Nicht allein. In diesen Tagen fuhr niemand allein und ohne Schutzausrüstung nach Kiew. Aber was war das schon für ein Schutz – Bauarbeiterhelme aus Plastik, die höchstens einen Stockschlag abhielten, und selbst der durfte nicht zu kraftvoll sein. Kugelsichere Westen waren so rar, dass die Leute sich einteilten: wer vom Maidan wegging, übergab seine Weste demjenigen, der ihn ablöste. B. hatte keine kugelsichere Weste, sondern nur ein Metallschild, ein Beuteschild wahrscheinlich, eins von denen, die man der Miliz abgenommen hatte. In den vorangegangenen Wochen hatte man viele Schutzschilde bemalt – mit heraldischen Symbolen, Kämpferfiguren in Sturmhauben, oder man versah sie einfach mit Losungen, aber in diesen furchtbaren Tagen Ende Februar war es damit vorbei, deswegen war B.s Schild leer, glatt grau.

Die vierköpfige Gruppe, mit der B. an diesem Morgen auf den Maidan gekommen war, verlor sich im Handumdrehen in der Menge. B. ging nach oben, in Richtung Regierungsviertel, wo es die schwersten Zusammenstöße zwischen Miliz und Protestierenden gab, wo Scharfschützen im Einsatz waren. Auf einem Video sieht man B. inmitten von Rauch und Gewühl auf einem Hügel stehen und jemandem ein Zeichen geben. Er, der geborene Anführer, dirigierte auch in diesem kritischen Moment jemanden, trug Verantwortung. Was zeigt er da wem? Warnte er jemanden vor Schüssen? Wies er jemanden an beiseite, in Deckung zu gehen oder umgekehrt? Wollte er etwas mitteilen, was außer ihm niemand sehen konnte?

Um neun Uhr sieben zerreißt ihm eine Kugel die Halsschlagader. Oft haben sie auf den Hals, ins Gesicht gezielt. So hat man es ihnen beigebracht. Aufs Gesicht zu zielen, wenn man durchs Visier schaut.

B., tödlich verwundet, lief noch 28 Meter aus eigener Kraft weiter, bevor er stürzte. Der Scharfschütze, der auf die ungeschützten Körperteile zielte, wusste nicht, dass B. keine kugelsichere Weste trug. Hätte er es gewusst, wäre es noch einfacher gewesen. Unbewaffnet wie praktisch alle, mit einem Plastikhelm und mit einem dünnen Schild. Entblößt. Ungeschützt. Ein nackter Fakt.

* Die Buchstabenfolge entstammt dem ukrainischem Alphabet und entspricht dem deutschen „ABC“

OSTAP SLYVYNSKY

W.

Zuerst einmal war er groß, der größte von uns, den Jungs aus dem Chor. Der größte, das hieß für uns, die wir damals noch Kinder waren, der Älteste, der mit der meisten Autorität. Auf ihn traf das allerdings nicht zu. Wir hielten seine Körpergröße für ein Missverständnis. Denn was wir damals mit Erwachsensein, mit erwachsener Männlichkeit verbanden – Krieg, Sport, Autos, Technik – interessierte ihn wenig. Für ihn zählten nur Kunst und Musik, Dinge, für die wir unsere Zuneigung nicht offen zeigen wollten, weil sie für uns Pflicht waren. Einer von uns hatte ihm den Spitznamen Pierrot gegeben, und so nannten wir ihn, wenn er nicht dabei war.

Ihn als musikalisch begabt zu bezeichnen, war stark untertrieben. Sein Talent war etwas Unerreichbares, Außerirdisches, aus dem sich ein paar Jahre später ein erstaunlicher Umstand ergab: in einem Alter, als wir in den Stimmbruch kamen und jaulten wie die gekränkten Welpen eines Bernhardiners, behielt er seinen sonoren Alt. Seine Jungenstimme beschloss, aus dem schon recht erwachsenen Körper nicht auszuziehen, sondern Kraft und Klang von ihm zu empfangen. Das musste er irgendwie nutzen, und auf vielfachen Rat bewarb er sich am Konservatorium. Das erste Mal, dann ein zweites Mal. Lange Zeit bekam er keinen Platz, weil keinen Spezialisten gab, der einen Studenten mit einem so außergewöhnlichen Countertenor betreuen konnte.

Schon kurze Zeit später feierte W. im Haus des Lehrers einen ersten Erfolg, als er die Sopranrolle in einer Kammerkantate sang. Und die Kantate hieß Pierrots Todesschwinge. Nein, sie war nicht extra für ihn geschrieben worden. Das Leben hatte uns, W.'s alten Freunden, einfach hinter seinem Rücken zugezwinkert. Die Ovationen waren so umwerfend, dass der Dirigent als Zugabe das gesamte Werk wiederholen ließ.

Manche von uns verloren ihre Stimme ganz und gar, andere ließen ihren Gesang in der hintersten Schublade verschwinden und holten ihn höchstens bei Familienfeierlichkeiten einmal hervor. W. verschwand für eine gewisse Zeit aus unserem Blickfeld, bis uns eine neue Information erreichte: Er sang Soli an der Opéra Bastille, nunmehr jedoch als Bassbariton. „Ist Pierrot endlich auch in den Stimmbruch gekommen“, witzelten wir. Und freuten uns, obwohl wir nicht überrascht waren. Es hatte seine Logik und Berechtigung. Wie kaum ein anderer hatte W. diese Position verdient.

In Paris hatte W. einen neuen Spitznamen bekommen – Méphistophélès. Genial hatte er diese Figur in Genouds Faust gesungen, in der eine Arie mit einem schallenden, dreisten und widerspenstigen Gelächter endet. Später wurde daraus sein Kampfname. Später, als sich W. freiwillig an die Front meldete.

Was haben wir wirklich von Méphistophélès gewusst, wir, die wir Pierrot kannten? So gut wie nichts, mussten wir feststellen. Oder nur winzige Bröckchen, um genau zu sein: dass er während des Maidan Pro-Ukraine-Demonstrationen in Paris organisiert hatte, dass er seit Beginn des russisch-ukrainischen Krieges als Freiwilliger aktiv war – wie Tausende andere Ukrainer im In- und Ausland, die mit ihren Sammelaktionen – von Jeeps bis zu Socken – der desolaten ukrainischen Armee auf die Beine halfen.

Jemandem fiel ein Foto von ihm in die Hände: Er läuft durch Paris mit schwarzem Barret und in Militäruniform mit Aufnehmern eines ukrainischen Freiwilligenbataillons. Ob viele von uns etwas von seinen regelmäßigen Fahrten auf der Route Donbass-Paris wussten, auf der er mehr als zwei Jahre unterwegs war, an dem einen Ort mit dem MG im Kampf, am anderen als Opernsänger auf der Bühne? Wussten wir, dass er bereits einmal verwundet worden war? Konnten wir ermessen, was in ihm vorging, welche Stürme in diesem unbeugsamen Mann tobten, in unserem vormals zerzausten Pierrot?

Im Juni 2016 fuhr W. ein weiteres Mal an die Front, um die von Freiwilligen gesammelten Hilfsgüter an ukrainische Kämpfer zu verteilen. Er wollte ein halbes Jahr bleiben. Doch schon Ende Juni meldete ein ukrainischer Kriegsreporter: W., MG-Schütze im Stoßtrupp eines Freiwilligenbataillons, wurde in Kampfstellung von der Kugel eines Scharfschützen tödlich getroffen. Sechs Uhr morgens, das Projektil mit einem Kaliber von 12,7 Millimetern drang in den unteren Teil des Rumpfes ein.

Kurze Zeit später zeichnete ein russischer Fernsehsender ein Interview mit dem Täter auf. Der Scharfschütze der Separatisten erzählte abgeklärt, er habe später aus dem Internet erfahren, wen er da getötet hatte. Widerlich sind die Blüten, die der Krieg aus den Wassern des medialen Zeitalters treibt. Erst aus den Nachrichten über W.'s Tod erfuhren wir seinen dritten Spitznamen, den er an der Front bekommen hatte (Méphistophélès war zu lang für Funkrufe). Mif nannten sie ihn. Mythos.

A.

Nach einer Sensationsnachricht sprach das ganze Land über A. Die Tschetschenin hatte im Stadtzentrum von Kiew ihren Mann vor der Kugel eines Auftragsmörders gerettet, den Killer verwundet und der Polizei übergeben.

Das kennen wir aus dem Film. Die immer gleichen Erzählungen von einer sagenhaften Kraft in einem zierlichen Körper, von Bösewichten, die ihre edlen Gegner unterschätzen. Und plötzlich ist es Wirklichkeit: sie ist in den Fernsehnachrichten – eine Frau mit Kopftuch und blauen Augen, über ihren verwundeten Mann gebeugt, der neben einem Jeep mit geöffneten Türen im Gras liegt; eine Anteilnehmende Menge ringsum; der Killer ist nicht zu sehen, später wird er auf Bildern aus dem Ermittlungsverfahren gezeigt.

Der Auftragskiller hatte sich als französischer Journalist vorgestellt, der angeblich ein Interview mit dem tschetschenischen Paar machen wollte. Ein paar Mal trafen sie sich an verschiedenen Orten. Das letzte Mal bat der Journalist das Paar, ihn in ihrem Auto mitzunehmen, stieg ein und sagte: „Ach, ich habe ja ein Geschenk für Sie! Könnten Sie sich vielleicht zusammen auf den Rücksitz

OSTAP SLYVYNSKY

setzen, ich möchte gern filmen, wie ich Ihnen das Geschenk überreiche.“ Nichtsahnend stiegen die beiden um. In dem angeblichen Geschenkpaket lag eine Pistole. Der Killer schaffte es, drei Kugeln auf den Mann abzufeuern, bevor die Frau ihre Waffe zog, dem Mörder gegen das Bein trat, um ihn zu verwirren, ihre Waffe entsicherte und ihn mit mehreren Schüssen schwer verwundete. Der Killer war ein tschetschenischer Verbrecher, auf dessen Konto schon mehrere Auftragsmorde gingen. Und wer ist nun dieses Paar?

Es wäre viel einfacher, wenn sich die Geschichte irgendwann früher ereignet hätte, in der Zeit, in der Sagen spielten, denn da gehört sie eigentlich hin – und sie uns jetzt als Stoff für ein neues Buch oder einen neuen Film diene. Aber es ist keine Vorlage, das Blatt ist leer, die Geschichte wirbelt Staub auf. Sie hat ihre eigene Erzählung, dabei ist sie noch nicht zu Ende: eine Saite, die mit einem unbefestigten Ende klingt.

A. wurde in der Ukraine geboren, in Odessa. Ihre Mutter war eine Polin aus dem Kaukasus. An ihren Vater kann sich A. nicht mehr erinnern, er war Tschetschene. A.s Stiefvater war Russe, als Kind und Jugendliche trug sie seinen Nachnamen. Hatte sie die Wahl? Konnte sie zwischen einer polnischen, einer tschetschenischen und einer russischen Identität wählen? Sie entschied sich für die schwierigste, die herausforderndste: die tschetschenische. Eine Identität, die es zu erkämpfen galt, die töten konnte wie ein giftgetränktes Hemd. Vielleicht war es auch gar keine Wahl, sondern etwas, das nur als „Ruf des Blutes“ bezeichnen lässt? Wir werden es nicht mehr in Erfahrung bringen.

Während des Zweiten Tschetschenienkrieges unterstützte A. die Widerstandsbewegung in Itschkerien, musste dann aus Russland fliehen, weil es für „Andersgläubige“ gefährlich geworden war. Sie kehrte in die Ukraine, in ihre Geburtsstadt zurück, nahm ein Studium an der Medizinischen Hochschule auf, um den tschetschenischen Kämpfern, die in russischen Krankenhäusern nicht behandelt wurden, in Zukunft helfen zu können. In dieser Zeit lernte sie über eine Internetseite, auf der sich Kämpfer für die Freiheit des Nordkaukasus austauschten, ihren zukünftigen Mann kennen, einen Tschetschenen. Es stellte sich heraus, dass sie in derselben Stadt lebten, nur ein paar Straßenzüge voneinander entfernt. Sie ließen sich nur in der Moschee trauen, ohne Standesamt: A.s Mann hielt sich illegal in der Ukraine auf, er wurde beschuldigt, ein Attentat auf Wladimir Putin verübt zu haben, deswegen hätte für ihn, einen russländischen Staatsbürger, die Rückkehr nach Russland mit großer Sicherheit den Tod bedeutet. Damals rettete sie ihn zum ersten Mal, indem sie das Unmögliche tat, um seine Auslieferung zu verhindern.

Als der Euromaidan kam und der Krieg im Donbass begann, wurde A. klar, dass ihr Einsatz jetzt hier, in der Ukraine, gefragt war. Dass es im Grunde genommen derselbe Kampf war. Dieselbe Front. In Kiew kümmerte sie sich um Verwundete, im Donbass kämpfte sie in einem Freiwilligenbataillon. Aus der Wundärztin wurde eine Granatwerferin, sie lernte, mit einem Scharfschützengewehr umzugehen, stand gemeinsam mit ihrem Mann in den schwersten Gefechten. Als „offizielle Feinde“ Russlands und des von Russland gesteuerten „Marionetten-Diktators“ Kadyrow waren A. und ihr Mann in ständiger Gefahr, und sie wussten das. A. hat einmal gesagt, am sichersten fühle sie sich an der Front: Dort sei alles klar, in der Stadt hingegen sei unklar, von welcher stillen Straße aus sich der Tod anschleiche.

Nach dem Anschlag des „französischen Journalisten“ auf A. und ihren Mann erhielten sie einen ganztägigen Wachschutz. Doch... Und auch hier schwingt die Saite der Geschichte dunkel: Sie entschieden sich kurze Zeit später gegen die schützende Begleitung. Warum? Und war es wirklich so? Werden wir die Wahrheit je erfahren? Am Abend des 30. Oktober jedenfalls waren sie ohne Wachschutz unterwegs. Sie näherten sich zu zweit in ihrem Auto einem Dorf bei Kiew, als plötzlich mit einer automatischen Waffe auf sie geschossen wurde. Von rechts, dort, wo A. saß, drangen mehrere Kugeln ein, eine davon verwundete A. tödlich.

„Ich werde nie Kinder haben, mich nie um einen Haushalt kümmern. Ich widme mein Leben dem Freiheitskampf der Ukraine und Itschkeriens. Meine Entscheidung ist gefallen, und ich habe keine Angst vor dem Tod, alles liegt in Allahs Hand. Nur vor einem habe ich Angst: dass ich nicht alles schaffe, was in meiner Kraft steht.“ Diese wenigen Sätze sagte A. einem Journalisten, der sie nach dem ersten Anschlag interviewte. Er hatte diese Zeilen damals gestrichen aus Angst, sie könnten überflüssig sein und A. könnte später diesen Gefühlsausbruch bereuen.

*

Vor kurzem sah sich der kleine Sohn meiner Freunde mit uns zusammen eine Nachrichtensendung über A. an. Beim Gute-Nacht-Sagen fragte er: „Ist die Frau so eine Heldin wie in den Büchern?“ „Nein“, antwortete ich. „Nicht ganz. Sie kommt nicht in einem Buch vor.“ „In den Büchern ist es besser, stimmt's? Da tut's nicht weh.“ „Stimmt“, sagte ich. „Von jetzt an gibt es Helden nur noch in Büchern. Schlaf gut.“

Amina Okujewa (geb. 1983, ihr Geburtsname war Natalia Nikiforowa), ukrainische und tschetschenische Ärztin, Armeeingehörige, zivilgesellschaftliche Aktivistin. Getötet am 30. Oktober 2017 von der Kugel eines unbekanntes Mörders.

Bohdan Soltschanyk (geb. 1985), Historiker, Lehrkraft an der Ukrainischen Katholischen Universität Lwiw, Doktorand an der Universität Warschau, Stipendiat im Higher Education Program. Getötet von der Kugel eines Scharfschützen am 20. Februar 2014.

W. Wassyl Slipak (Geb. 1974), Opernsänger, Ehrenamtlicher Helfer, freiwilliger Kämpfer. Solist an der Pariser Nationaloper, ausgezeichnet als Best male performer auf dem Armel Opera Festival. Gefallen am 29. Juni 2016 an der Front im Donbass.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe.



SERHIJ ZHADAN

Die Unheldenhaften

1

Die Literatur kommt nicht ohne Helden aus. Helden liefern die Handlung. Helden geben der Literatur eine Stimme und eine Logik. Literatur ohne Helden ist der Versuch, mit einem Patienten zu sprechen und ihm dabei die Diagnose zu verschweigen. Auch die Kriegsliteratur kommt nicht ohne Helden aus. Gerade sie. Schon die bloße Annäherung an die tödliche Zone, an die sensible Zone ist heroisch. Deswegen hält die Massenkultur, die Alltagskultur trotz des ganzen Humanismus des 20. Jahrhunderts, trotz des Drecks in den Schützengräben und der geopolitischen Absurdität der Weltkriege an der Rezeption des Krieges als heroischer Geste fest. Ein Produkt der Massenkultur kann zwar in seiner Grundposition die Absurdität des Krieges aufzeigen, jedoch keinesfalls auf die Heroisierung seiner Hauptfigur verzichten. Hier entsteht der erste Widerspruch. Der Krieg wird auf den Kinoleinwänden und Romanseiten als etwas Widernatürliches dargestellt, der Hauptheld des Werkes muss jedoch ein nachahmenswertes Beispiel abgeben. Kühn und mutig soll er sein, übergroße Zweifel darf er nicht hegen. Er soll dem Standard entsprechen. Das erwarten wir doch von Helden in Kriegsfilmern und Kriegsromanen, oder etwa nicht?

Der Leser (Zuschauer) ist neugierig auf den Helden. Der Held soll dem Leser (Zuschauer) am eigenen Beispiel Dinge erläutern, von denen er nichts versteht. Der ideale Held kompensiert das fehlende Heldentum im Leben des Lesers (Zuschauers). Und der ideale Held kompensiert überhaupt fehlende Siege. Diesbezüglich übersteigt die gesellschaftliche Nachfrage nach Helden das Angebot des Autors, zu zweifeln und sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, beträchtlich.

Grundsätzlich ähneln sich alle Kriege. Besonders, wenn man sie aus sicherer Distanz verfolgt. Auch die Helden unterscheiden sich in diesem Fall nicht allzu sehr. Es spielt keine Rolle, ob es sich um Sternenkriege oder um die Kriege bei Homer handelt. Denn alle denkbaren Sternenkriege sind nichts weiter als eine endlose Wiederholung der überschaubaren Motive von Homer. Die Helden, die seinerzeit am Ufer gelandet sind, um ihren zehnjährigen Krieg zu beginnen, wurden unendlich viele Male in ihren Nachfolgern reproduziert. Die Helden aller Kriege ähneln sich – sie kompensieren unsere Todesangst, sie nehmen unsere Ratlosigkeit und Unsicherheit auf sich, sie spiegeln unsere Ängste und geheimen Wünsche, sie sind das, wonach wir uns sehnen. Also das, wovor wir uns am meisten fürchten.

2

Wie sieht es nun im realen Leben aus? Die Helden stehen – wie die Kunst generell – mit dem realen Leben nur bedingt und mittelbar in Verbindung. Der Krieg ist eben doch etwas ganz anderes. Die Kriegswirklichkeit hat wenig mit dem auf der Leinwand oder im Roman präsentierten Bild zu tun, das blutig und grausam sein mag, aber doch immer glänzend und heroisch bleibt. Der Krieg ist in der Regel viel widerwärtiger als die Vorstellung davon. Also ist auch das Heldentum in der Wirklichkeit um vieles komplizierter. Man muss sich dem schwarzen Raum des Krieges unmittelbar nähern, damit man hinter dem Schmutz und dem Rauch die lebendigen Augen sieht und die lebendigen Stimmen hört, die den Hintergrund des Krieges bilden – mit seinen Helden und Antihelden.

Dass unter Kriegsbedingungen Helden gebraucht werden, ist berechtigt und nachvollziehbar. Jenseits aller Technologien der Massenkultur und Stereotypen des Kulturkonsums hilft das Beispiel eines Helden, den jemand für dich erzeugt oder den deine eigene Imagination hervorgebracht hat. Es hilft, einen Bezugspunkt zu finden, hilft ein Wertesystem zu entwickeln, das zumindest etwas gilt. In der Ukraine haben wir das im Winter 2014 auf dem Maidan gesehen, als es die ersten Toten gab. Mit welcher Geschwindigkeit und inneren Solidarität die Namen der Demonstranten, die auf den Straßen von Kiew ihr Leben gelassen hatten, aufgegriffen und wiederholt wurden, verdeutlichte uns, dass wir an historischen Ereignissen beteiligt waren, dass mit uns Geschichte geschrieben wurde, und Geschichte braucht nun mal Helden. Sie symbolisieren das Geschehen und geben ihm eine sichtbare Gestalt. Und sie mobilisieren. Dass die Liste der Helden schnell länger wurde, war lediglich ein Beweis dafür, wie maßgeblich und dramatisch die Ereignisse waren, die wir durchlebten. Alles endete mit den Erschießungen auf der Instytutska-Straße in Kiew Ende Februar 2014 und dem Aufkommen der Bezeichnung „Die Himmlische Hundert“. Die Helden waren kein Kulturprodukt mehr – sie lagen blutend auf den Straßen der Stadt. Und dann begann der richtige Krieg.

3

Jeder Krieg bringt unweigerlich seinen eigenen Helden hervor, provoziert, ja stimuliert gar sein Entstehen. In den vergangenen zwanzig Jahren konnten wir das in Russland gut beobachten. Seit dem Ende der 1980er, seit dem Zerfall des Sowjetimperiums war die russische Kultur intensiv (und ziemlich erfolgreich, muss man sagen) auf der Suche nach ihrem neuen Helden. Einem Helden, der aus den Ruinen des Imperiums auftauchen und bezeugen sollte, dass diese Ruinen ungerecht und temporär waren. Dass die Wiederherstellung des Imperiums zweifelsohne kommen würde. Russland kämpfte, während wir unseren Teil der Ruinen sortierten. Der Schatten dieses Kampfes fiel zu einem großen Teil auch auf uns, insbesondere über die kulturellen Helden, die das Land schuf. So lieferte der Hauptheld aus den russischen Kultfilmen „Der Bruder“ und „Der Bruder 2“ vielen postsowjetischen Teenagern eine Orientierung auf ihren komplizierten Lebenswegen. Simpel wie ein Bauer, der mit Hilfe von mehr als durchschaubaren, aber nichtsdestotrotz wirkungsvollen Zügen voranstürmt, vereint dieser Protagonist alle potentiellen postimperialen Tugenden auf sich: Er kämpft für sein Land, er kämpft gegen die Bösen (lies: gegen die Fremden), er zeigt am eigenen Beispiel, dass im Grunde genommen alle Fremden böse sind, egal ob es sich um die Kaukasier, Amerikaner oder Ukrainer handelt. Die Welt ist schwarz-weiß, wie auch der Film selbst. Die Welt besteht aus den eigenen Leuten und aus Fremden. Die Fremden müssen vernichtet werden, weil sie eine Gefahr darstellen. Der Held siegt, er stellt sich eine Aufgabe, und am Ende der Geschichte hat er sie gefüllt. Er erinnert an die Figur aus einem Computerspiel: Man kann ihn mit Waffen ausrüsten, ihm schwierigere Aufgaben stellen, und bis zum Ende der Geschichte hat er sie hundertprozentig erfüllt. Das einzige, was er nicht hat, sind Angst und Zweifel. In einem Computerspiel ist dafür einfach kein Platz.

SERHIJ ZHADAN

Noch ein wichtiger Aspekt, der sich in den erwähnten Filmen findet, ein Aspekt, der später in den 2000ern zu einem Ersatz für die nationale russische Idee wurde, ist das Bedürfnis nach Rache. Der Satz, den der Hauptheld des Films, Danila Bagrow, dem Vertreter der ukrainischen Mafia (also dem Fremden, dem Feind, dem, der in dem Computerspiel vernichtet werden muss) ins Gesicht schleudert: „Für die Krim werden Sie noch büßen“ verwandelte sich im Frühjahr 2014 aus einem Kinozitat in blutige Realität. Die ganze russische Kriegskultur, die die russischen Machthaber in den 1990ern und 2000ern gepöppelt und aktiv gefördert hatten, eine Kultur des Stalinschen Revanchismus und des Marschall Zhukow, eine Kultur der Strafbataillone und der internationalistischen Kämpfer, eine Kultur der ehrlichen Kommissare und gesetzeswidrig repressierter Marschälle, weißer Generäle und ehrbarer Offiziere, die ganze Welle der Massenkultur, die im Jahr 2014 zum Mainstream geworden war – im Übrigen auch für viele ukrainische Konsumenten russischer Kultur –, diese ganze Welle brach im März 2014 physisch über uns herein, als auf einmal bewaffnete Bürger der Russischen Föderation auf der Krim und im Donbass standen. Der Krieg, so hat sich gezeigt, konnte sehr wohl die Grenzen der Romane, historischen Abhandlungen und Filme verlassen und zur Realität werden. Und zwar zur schlimmsten Spielart. Plötzlich sahen wir die Helden aus russischen Büchern und Filmen durch die Straßen unserer Städte laufen. Diese Helden behandelten uns so, wie sie in den Filmen und Büchern ihre Feinde behandelten: Sie kamen, um uns zu töten. Jedoch spielte sich all das nicht auf Buchseiten und Kinoleinwänden ab, sondern all das passierte in den ukrainischen Städten, in unserer Zeit, vor unseren Augen. Es passierte mit uns.

Die Ukraine hingegen hatte zuvor nicht gekämpft. Also waren unsere Helden anders konditioniert. Kein Wunder, dass die Stimmen, die wir im Frühjahr 2014 zu hören bekamen, viele befremdeten. Die Entstehung des neuen Helden kam überraschend und war schmerzhaft. Denn sie begleitete einen wichtigen moralischen und psychologischen Übergang, in dem der Einzelne plötzlich eine Entscheidung treffen musste, plötzlich zum ersten Mal gezwungen war, die Grenzen des früheren, friedlichen Vorkriegslebens zu überschreiten. Ich kenne einen ukrainischen Kämpfer, der damals, im Frühjahr 2014, als erster offiziell das Feuer auf die Separatisten in Slowjansk eröffnet hat. Ich frage mich oft, was er dabei wohl empfunden haben mag. Ein Soldat, der nie zuvor eine Waffe gegen einen echten Feind erhoben hatte. Ein Soldat, der mit Sicherheit zuvor auch russische Filme geschaut hatte, in denen wie im Computerspiel alle Fremden vernichtet werden. Ein Soldat, der nicht zufällig in den Krieg geraten war, der eigentlich wusste, wo er war und theoretisch auf all das vorbereitet war. Aber eben nur theoretisch. In der Praxis musste er den Schritt machen und die Grenze übertreten, den Krieg in sein Leben lassen, selbst ein fester Teil davon werden. Irgendwann standen Tausende Ukrainer vor dieser Entscheidung. Der Krieg war keine Abstraktion mehr. Der Krieg forderte eine Entscheidung, er verlangte eine Antwort. Irgendwann mussten wir alle eine einfache, aber bittere Tatsache akzeptieren – wir werden unter diesen Bedingungen, in dieser Realität und mit ebendiesen Helden auf unserem Territorium leben müssen. Ihnen zuhören, auf sie aufmerksam machen und nicht zuletzt über sie schreiben müssen.

In den dreieinhalb Jahren, die der ukrainisch-russische Krieg nun schon andauert, füllen die Bücher, die sich mit dem Krieg auseinandersetzen, in den Buchhandlungen mittlerweile ein ganzes Regal. Es gibt die verschiedensten Genres: Reportagen, journalistische Texte, Belletristik. Gedichte, Romane, Fotobände. Viele Erinnerungen von Kämpfern. Viele sind vielleicht nicht wirklich überzeugend, für sie ist der Krieg kein literarisches Material, keine „Quelle der Inspiration“. Die Bücher sind auch stilistisch unterschiedlich: offen heroisierend oder übertrieben dramatisierend, unangemessen melodramatisch oder niederschmetternd realistisch. Eine Sache verbindet sie jedoch alle. Sie haben diesen neuen Helden. Einen echten Helden. Einen wirklichen Helden. In vielen Fällen hat der Held nichts Heldenhaftes, er befreit sich aus den überkommenen Vorstellungen von heldenhaftem Verhalten. Er ist lebendig und real, frei von Literarisierung und Hollywood. Man könnte ihn persönlich kennen. Genauer gesagt, unter den Leuten, die man kennt, könnten auch Helden sein. Helden aus Büchern, Filmen, Ausstellungen. Plötzlich zeigt sich, dass keine noch so übertriebene Heroisierung (an der es ehrlich gesagt in der Ukraine bei weitem nicht mangelt, aber das ist hier nicht unser Thema) dem Helden das Wesentliche nehmen kann: seinen Bezug zur Gesellschaft, seine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Der Held ist näher und verständlicher, als man erwartet hat. Und der Held kann nicht nur beschützen, manchmal braucht er auch selbst Unterstützung und Hilfe.

Das scheint mir ein furchtbar wichtiger Aspekt in der ganzen Geschichte zu sein – die Ausstattung der Kriegsprotagonisten, der Helden mit menschlichen Zügen, mit dem Gefühl der Wechselseitigkeit, der gegenseitigen Unterstützung. Ich glaube, eine derartige Transformation des Bildes von einem Kriegshelden zeugt von den signifikanten Veränderungen, die sich mit uns allen vollziehen. Wir fühlen uns als Teil dieser Geschichte. Wir spüren eine Verantwortung für die Handlungen und die Worte, die in der uns umgebenden Luft erklingen. Wir spüren eine Verantwortung für diejenigen, die für uns verantwortlich sind. Es gibt Dinge, die wichtiger sind als Heroisierung. Der Wunsch zu helfen zum Beispiel.

5

Es gibt noch einen weiteren Aspekt in den Überlegungen zu Helden. Einen Aspekt, der ganz und gar unheldenhaft ist. Grundlegend unheldenhaft, könnte man sogar sagen. Er betrifft die Menschen, die zum Gesamtbild des Krieges unbedingt dazu gehören, obwohl sie in den klassischen Vorstellungen vom Heldentum nicht vorkommen. Ich meine die Zivilbevölkerung. Die Zivilisten, die keine Waffe in die Hand nehmen, die nie in den Nachrichten gezeigt werden oder die Beachtung von Politikern und Generälen finden. Die Zivilbevölkerung, für die, wenn man es recht bedenkt, dieser Krieg ja geführt wird. Die Zivilisten, die oft keine überzeugenden und erkennbaren Stimmen haben. Aber ohne ihre Stimmen wäre das Klangbild der Ereignisse unvollständig. Und unausgewogen. Mir persönlich ist es seit dem Beginn des Krieges, seit dem Frühjahr 2014, unheimlich wichtig, diese Stimmen zu hören, den Versuch zu unternehmen, sie zu unterscheiden, sie festzuhalten. Das ist ein besonderer Typ von Helden – unheldenhafte Helden, alltägliche Helden, Helden, die trotzdem mit ihrer Präsenz auf wichtige Dinge aufmerksam machen: auf Liebe, Gerechtigkeit, Verantwortung.

SERHIJ ZHADAN

Oder – je nach Kontext – auf die fehlende Liebe, die fehlende Gerechtigkeit, die Verantwortungslosigkeit. Das sind jedenfalls Stimmen, durch die jeweilige Zeit spricht. Die Zeit sagt nicht immer angenehme und nicht immer optimistische Dinge. Trotzdem muss sie gehört werden. Denn wenn die Zeit ihre Stimme verliert, verlieren wir die Zeit.

Ich vermute, die wichtigsten Bücher über den Krieg werden erst noch geschrieben werden. Ich vermute, das werden ernste, berührende Bücher sein, die auf viele Fragen eine Antwort geben. Ich hoffe sehr, dass diese Bücher der ganzen Welt die Augen dafür öffnen, was heute in der Ukraine passiert. Ich hoffe sehr, dass diese Bücher denjenigen ein sichtbares und würdiges Denkmal setzen, die heute für ihr Land kämpfen, für ihre Wahrheit eintreten, ihre Landsleute schützen. Mir ist auch bewusst, dass es, damit diese Bücher später geschrieben werden können, schon heute, schon jetzt, unheimlich wichtig ist, die Stimmen festzuhalten, die in diesem Kriegsraum erklingen, die Sichtweisen zu fixieren, die Schicksale und Lebensläufe zu verfolgen. Biografien von Kämpfern und Zivilisten. Lehrreiche und absurde. Heldenhafte und weniger heldenhafte. Die Helden stehen an diesen langen Wintermorgen auf, tauchen nur ungern aus dem Schlaf, sie haben noch so viel Zeit, haben noch so viel Leben vor sich. Es gibt so viele Dinge, die auf ihre Beteiligung und Aufmerksamkeit warten. Der Winter beginnt gerade erst. Es gibt noch gar keinen Tod.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe.





PROGRAMM

Vom 1. bis 3. Dezember 2017 fand in der Evangelischen Akademie Tutzing die Tagung „Helden unserer Zeit?“ statt. Das detaillierte Programm und einen zusammenfassenden Bericht finden Sie auf den folgenden Seiten.

Freitag, 01. Dezember 2017

- 19.00 Uhr Begrüßung und Einführung durch Judith Stumptner & Kateryna Stetsevych
 19.15 Uhr **Postheroisches Zeitalter oder Rückkehr zum Heldentum?**
 Einführender Vortrag von Ulrich Bröckling
 Moderation: Jenny Friedrich-Freksa
 21.00 Uhr Gespräche in den Salons

Samstag, 02. Dezember 2017

- 09.00 Uhr **Sozialistische Helden im (post)sowjetischen Raum**
 Vortrag und Gespräch mit Jan Claas Behrends & Giorgi Maisuradze
 Moderation: Tanja Penter
 10.30 Uhr Kaffeepause
 11.00 Uhr **Ästhetisierung von Heldinnen und Helden**
 Kurzimpulse und Gespräch mit Nadia Parfan, Viktoria Lomasko und Kathrin Röggl
 Moderation: Kateryna Mishchenko
 12.30 Uhr Mittagessen
 14.30 Uhr **Heldenerzählungen: Kontexte und Gegenentwürfe**
 Gespräch mit Vasyl Cherepanyn & Almud Auner
 Moderation: Lerke von Saalfeld
 16.00 Uhr Kaffeepause
 16.30 Uhr **Film: „The Ukrainian Sheriffs“ von Roman Bondarchuk**
 Einführung und Kommentar von Kateryna Mishchenko
 18.00 Uhr Abendessen
 19.30 Uhr **Kiew – Stadt der Helden?**
 Lesungen und Gespräch mit Volja Hapeyeva, Ostap Slyvynsky, Anja Kampmann, Sascha Reh, Viktor Martinowitsch, Alissa Ganijewa
 Einführung und Moderation: Zaal Andronikashvili
 21.00 Uhr **B&B Project**
 Konzert und Gespräche in den Salons

Sonntag, 03. Dezember 2017

- 09.00 Uhr **Der Krieg und die Produktion von Helden**
 Gespräch mit Olesya Khromeychuk & Christian Neef
 Moderation: Claudia Dathe
 10.15 Uhr Kaffeepause
 10.30 Uhr **Abseits des Heldentums – mitten im Krieg**
 Lesungen und Gespräch mit Serhij Zhadan & Melinda Nadj Abonji
 Moderation: Kateryna Stetsevych
 12.30 Uhr Ende der Tagung

Referentinnen, Künstler, Autorinnen und Moderatoren:

Melinda Nadj Abonji, Schriftstellerin, Zürich / **Dr. Zaal Andronikashvili**, Literaturwissenschaftler, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Berlin / **Mag.a (FH) Almud Auner**, MSc, Digitalstrategin, Wien / **Dr. Jan Claas Behrends**, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam / **Prof. Dr. Ulrich Bröckling**, Institut für Soziologie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg / **Dr. Vasyl Cherepanyn**, Kulturwissenschaftler, Kurator, Kiew / **Claudia Dathe**, Übersetzerin, Kuratorin, Jena / **Jenny Friedrich-Freksa**, Journalistin, Chefredakteurin der Zeitschrift „Kulturaustausch“, Berlin / **Alissa Ganijewa**, Autorin, Moskau / **Dr. Volja Hapeyeva**, Lyrikerin, Minsk / **Anja Kampmann**, Lyrikerin, Schriftstellerin, Hamburg / **Dr. Olesya Khromeychuk**, Historikerin, University of East Anglia, Norwich / **Viktoria Lomasko**, Künstlerin, Grafikerin, Aktivistin, Moskau / **Prof. Dr. Giorgi Maisuradze**, Director of the Institute for Social and Cultural Studies, University of Tbilisi (Georgien) / **Dr. Viktor Martinowitsch**, Schriftsteller, Vilnius / Minsk / **Kateryna Mishchenko**, Kulturwissenschaftlerin, Kiew / **Dr. Christian Neef**, Autor für Russland und Osteuropa, Hamburg / **Prof. Dr. Tanja Penter**, Professur für Osteuropäische Geschichte, Universität Heidelberg / **Nadia Parfan**, Kulturologin und Kuratorin, Kiew / **Sascha Reh**, Schriftsteller, Berlin / **Kathrin Röggl**, Schriftstellerin, Berlin / **Dr. Lerke von Saalfeld**, Kulturjournalistin, Literaturkritikerin, Stuttgart / **Ostap Slyvynsky**, Lyriker, Lemberg / Lviv (Ukraine) / **Kateryna Stetsevych**, Kulturmanagerin und Kuratorin, Berlin / **Judith Stumptner**, Studienleiterin, Evangelische Akademie Tutzing / **Serhij Zhadan**, Schriftsteller, Charkiv (Ukraine) / **b&b Project**: Serhij Shamray & Tetyana Mazur (Ukraine).

TAGUNGSBERICHT

von Juri Durkot

Heroisch oder postheroisch?

Wie wird ein Held geboren und wie wird er glorifiziert? „Helden sind zuallererst ein literarisches, ein narratives Phänomen. Immer handelt es sich um Zuschreibungen, und stets braucht es eine Gemeinschaft, die sie teilt“ (Bröckling). Bei dem Heldennarrativ bedient man sich bestimmter Bausteine – Ulrich Bröckling hat in seinem einführendem Vortrag versucht, sie aufzulisten und zu analysieren. Zusammenfassend lassen sich diese Bausteine wie folgt darstellen:

Bausteine des Heldennarrativs

Die Helden heben sich ab von der Masse und sind außergewöhnlich (Exzeptionalität), daraus kann sich ihr Machtanspruch ableiten. Sie überschreiten die Grenzen der sozialen Ordnung (Transgression), was aber das gesellschaftliche Gefüge sowohl stabilisieren (bei vorbildhafter Treue gegenüber dem Gesetz) als auch destabilisieren (wenn sie nur ihren eigenen Gesetzen folgen) kann. Die Helden operieren immer im Kampfmodus (Agonalität) – ganz egal, ob sie Länder erobern, Sportsiege erringen oder wissenschaftliche Entdeckungen machen. Zum Helden kann nur werden, wer Heldentaten verübt (Handlungsmacht) und zum Selbstopfer bereit ist (Opferbereitschaft). Bei Kriegshelden ist das besonders sichtbar – in den Narrationen soldatischer Tugend muss man sich immer einer tödlichen Gefahr aussetzen. Dabei ist das Heroische – wie auch Kriege und Kämpfe – eine männliche Domäne (Männlichkeit), was im Heldennarrativ eine klare Trennung der Geschlechter, eine binäre heroische Rollenverteilung und schließlich eine Kulmination der Geschlechterasymmetrie im Konzept der Ehe zur Folge hat. Die Heldenverehrung basiert vor allem auf Emotionen und nicht auf rationalen Argumenten. Helden müssen bewegen (moralische Affektion), sie verkörpern aus psychologischer Sicht ein widersprüchliches Ideal-Ich. Gleichzeitig erfüllen sie eine pädagogische Funktion, weil Kinder Heldengeschichten brauchen und lieben. Die Kinder- und Jugendliteratur ist voll davon. Die Heldengeschichten lehren, die Welt in Gut und Böse aufzuteilen, doch insgesamt bewegt sich die Heldenpädagogik auf einem schmalen Grat zwischen Narzissismus und Resignation: Sie kann rücksichtslose Egozentriker oder resignierte Kleingeister produzieren.

In welchem Zeitalter leben wir? Eine westliche Sicht

Zum Glück funktioniert das in der Erziehung nur selten. Und heute stellt man sich zumindest in den westlichen Gesellschaften die Frage, ob man mittlerweile schon in einem postheroischen Zeitalter lebt. Nach 1945 ist der Appell an heroische Tugenden und die Berufung auf Heldentaten problematisch geworden, und insbesondere das militärische Heldenmodell gilt als delegitimiert (Bröckling). Seit den 1980er Jahren findet man in unterschiedlichen Kontexten das Attribut „postheroisch“. In den politischen und militärwissenschaftlichen Abhandlungen über die Zukunft des Krieges wird die These postuliert, dass westliche Gesellschaften nicht mehr in der Lage sind, massenhaft Opferbereitschaft zu mobilisieren und längerfristig hohe Verluste unter den eigenen Truppen in Kauf zu nehmen.

Doch offenbar ist das eher die westliche Perspektive. Die asymmetrischen High-tech-Kriege des Westens führen dem globalisierten Dschihadismus fortlaufend neue Kämpfer zu, die der Risikoaversion westlicher Gesellschaften ihren unbedingten Willen zu Vernichtung und Selbstvernichtung entgegensetzen. Fazit: „Wir sind nicht postheroisch, aber es zu werden, wäre vielleicht eine gute Idee“.

(Post-)sowjetischer Raum – andere Helden, andere Narrative

Eine andere Perspektive öffnet sich bei der Betrachtung der Heldengeschichten im kommunistischen Herrschaftssystem, wie es aus dem Vortrag von Jan Claas Behrends über „Sozialistische Helden im (post-)sowjetischen Raum“ ersichtlich wird. Der Kommunismus „entwickelte von Beginn an das Bedürfnis, die öffentliche Meinung und den öffentlichen Raum insgesamt zu dominieren“. Am Anfang des sozialistischen Heldenkultes war Lenin, und Lenin als Held war eine Erfindung Stalins (Behrends). Nachdem der Propagandastaat in den 1920er Jahren auf- und ausgebaut wurde, konnte Stalin die Kollektivierung und Industrialisierung des Landes als eine Zeit des ungebrochenen Heldentums inszenieren. Unter Stalin wurde der Titel (und Orden) „Held der Sowjetunion“ eingeführt. Er selbst stand mit seinem Kult, der mit dem 50. Geburtstag im Dezember 1929 begann und zahlreiche Wandlungen durchlief, als Führer (vozhd') über den Helden. Stalin beherrschte als Ikone das sowjetische Projekt, der Führerkult diente zur Bekundung der Loyalität für jeden sowjetischen Bürger. „Stalins Nachfolger beendeten den Führerkult um Stalin selbst und verbannten ihn seit 1956 aus dem öffentlichen Raum“. Viele kleinere Helden der stalinistischen Epoche blieben jedoch auf ihren Sockeln, während andere in Vergessenheit gerieten. Es blieb auch eine beträchtliche Zahl Bewunderer Stalins.

Nach Stalin: Technischer Fortschritt, Popkultur und leerer Heldenbegriff

In der poststalinistischen Epoche, nach den großen Schlachten der Industrialisierung und dem „Großen Vaterländischen Krieg“ kam es zu einer Rückbesinnung auf Lenin, dessen Kult bis zum Zerfall der Sowjetunion bestand. Doch gleichzeitig brachte die neue Epoche des technischen Fortschritts neue Helden. Zu diesen neuen Helden wurden z.B. die Kosmonauten hochstilisiert (besonders Jurij Gagarin und Valentina Tereschkowa als erste Frau im Weltall).

Die Breschnew-Ära artete schließlich in einer Diskreditierung des Heldischen aus. Als alter ZK-Generalsekretär trug Breschnew gegen Ende seiner Amtszeit fünf goldene Sterne auf seiner Brust: er war vierfacher Held der Sowjetunion und Held der sozialistischen Arbeit (dazu noch u. a. jeweils dreifacher Held der Tschechoslowakei, der DDR und Bulgariens). Das Heldentum verkam zum Statussymbol, zu einem leeren und formalen Begriff, zu Helden wurden kommunistische Apparatschiks erhoben.

Die inflationäre Entwicklung lässt sich auch an der Verleihung des Titels „Heldenstadt“ verfolgen, die in der UdSSR an Städte verliehen wurde, die sich im „Großen Vaterländischen Krieg“ heldenhaft gegen die Angriffe der Wehrmacht verteidigt hatten. Vier Städte – Leningrad, Odessa, Sewastopol und Stalingrad – wurden bereits am 1. Mai 1945 zu Heldenstädten ernannt, acht weitere – darunter Moskau, Kiew und Minsk – kamen erst zwischen 1965 und 1985 hinzu.

TAGUNGSBERICHT

Die Jugend suchte sich ihre Helden bereits jenseits des Eisernen Vorhangs. „Spätestens seit den 1960er Jahren fand die westliche Popkultur mit ihren zahllosen Ikonen Eingang in die sowjetische Welt... Das Regime verlor zunehmend die Macht, der Gesellschaft einen Heldenpantheon zu diktieren.“

Perestrojka und Niedergang des kommunistischen Systems: neue Helden und Antihelden

Die von Michail Gorbatschow eingeleitete Politik der Glasnost trug zur weiteren Diskreditierung des Heldentums der Stalin-Zeit bei. Plötzlich standen Dissidenten als Helden auf der Bühne – sei es Lech Walesa, Vaclav Havel oder Andrej Sacharow. Das Vakuum nach dem Zerfall der Sowjetunion produzierte eigene Nationalhelden in den Nationalstaaten, manchmal waren sie als Unabhängigkeitskämpfer, aber auch als Akteure aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges sehr umstritten (das gilt besonders für den ukrainischen Nationalistenführer Stepan Bandera). Die 1990er trugen außerdem zum Aufstieg von Antihelden wie Oligarchen, Banditen und Mafiosi bei.

Neuer Heldenkult in Russland

Im heutigem Russland verkörpert Vladimir Putin die Rückkehr des staatlich verordneten Helden- und Führerkults. „Für seinen eigenen Führerkult haben Vladimir Putin und seine Polittechnologen starke Anleihen beim Kult um Benito Mussolini gemacht, der auch gern als Sportler und Tierbändiger, als halbnackter Ringer und Kämpfer dargestellt wurde. Mussolini ist der Archetyp der Heldenfigur Putin“ (Behrends).

Doch in Russland beschränkt sich die Rückkehr des Heroischen nicht auf den neuen Führerkult, sie ist ein umfassendes Phänomen. Hier sind zwei Stränge von zentraler Bedeutung: das Narrativ von der Kontinuität des großen russischen Staates und die Wiederbelebung des Kultes des „Großen Vaterländischen Krieges“. Zumindest teilweise kehrt auch der Stalin-Kult wieder zurück.

Die Konflikte im postsowjetischen Raum produzieren auch ihre Helden. Die Opfer von Majdan im Winter 2014 („Himmlische Hundertschaft“) oder die Gefallenen im Donbas, in einem von Europa beinahe vergessenen Krieg – werden in der Ukraine unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit verehrt. „So bringt der Krieg auch alte Formen des Heldengedenkens wieder mit sich“.

Kunst und Heldentum: verschiedene Modelle

Wie werden Heldinnen und Helden in der Kunst heute dargestellt? Nach Meinung von Kateryna Mischtschenko ist es nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine politische Diskussion.

Für Kathrin Röggl gibt es zwei gegensätzliche Modelle: das neue autoritäre und retropolitische und das technokratische. Somit sei die Heldennarration eine gesellschaftliche und politische, aber keine literarische. Der Heldenbegriff ist in Russland (Kampf gegen den Faschismus) oder in der Ukraine (Majdan und Krieg im Donbas) viel pathetischer besetzt.

Für die Moskauer Künstlerin und Grafikerin Viktoria Lomasko sind ihre Figuren eher Protagonisten, keine Helden. Auch die Proteste in Moskau von 2012 haben kaum neue Helden mit sich gebracht – Nemzow, Udalzew, Sobtschak, selbst Nawalnyj sind keine Helden. Zu Helden geworden sind nur Pussy Riots und in einer gewissen Hinsicht die Teilnehmer der Proteste vom 6. Mai 2012, aber auch nur für einen kleinen Kreis und nur in Russland. Mit dem Krieg in der Ukraine hat sich die Lage in Russland ab 2014 weiter verschlimmert, der öffentliche Raum wurde komplett gesäubert. Plötzlich waren es aus der Sicht von Lomasko kleine Bürgerinitiativen, die neue Helden hervorbrachten – wie die gegen die Einführung der Nutzungsgebühr für föderale Straßen protestierenden Fernfahrer. Wer einmal an einer zivilgesellschaftlichen Aktion in Russland teilgenommen hat, wird kein einziges Wort im Fernsehen mehr glauben.

“Ukrainian Sheriffs“ und der neue ukrainische Film

Für die Kulturwissenschaftlerin Nadija Parfan aus Kiew ist der Begriff Held besonders für Filmemacher wichtig. Hier hat er aber eine etwas andere Bedeutung. Sie wies auf eine Renaissance des ukrainischen Films hin, für die der Majdan von 2013-2014 der Startpunkt war (in diesem Kontext könnte auch der vorgeführte Film “Ukrainian Sheriffs“ betrachtet werden – ein für den Oskar ausgewählter, aber nicht nominiertes Dokumentarfilm von Roman Bondartschuk über ein Dorf in der Südukraine und zwei Männer, die dort freiwillig die fehlenden Polizeibeamten ersetzen). Der Film als synthetische Kunstform ist aber auch ein Beispiel dafür, wie Kunst in der Kriegszeit funktioniert. Für Kathrin Röggl ist sie oft Ausdruck für die Sehnsucht nach Helden in einer Situation ohne Lösung.

Sind Helden Zombies?

Bei den Heldenerzählungen ist für den Kulturwissenschaftler Wasyl Tscherepanyn aus Kiew die Opfer-Ideologie besonders problematisch. Als Teil der politischen Strategie führe sie zur Ausblendung eigener Verbrechen. So könne die Sowjetherrschaft als fremde Okkupation dargestellt werden, was zu einer Art Alibi führe. Die Opfer weisen die Verantwortung von sich. Man versteht sich als postgenozide Gesellschaft, in der die nationalen Helden instrumentalisierte Politik darstellen. Die Helden sind unsterblich, weil die normalen Menschen sterben. Die Helden sind tot und gleichzeitig untot - wie Zombies in den Horrorfilmen. Fazit: Man darf Opfer nicht hinter dem Heroismus verstecken.

Videospiele: Klischees bedienen

Eine ganz andere Welt erlebt man in Videospielen. Auch hier kann es um Helden gehen, die idealisiert werden. Frauen werden dagegen oft sexualisiert, egal ob es sich um Heldinnen und Nebencharaktere handelt. Die Handlungen sind simpel, im Buch oder im Film wäre das schnell langweilig, in Spielen wird sie aber wegen Spielmechanik akzeptiert. Nur 4 Prozent der Figuren in Videospielen sind weiblich, ein typisches Beispiel für ein maskulines Heldenbild. Hier kommt die modernste und ausgefeilteste Technik mit sehr traditionellen Bildern zusammen.

TAGUNGSBERICHT

Heldenproduktion im Krieg

Wie der Krieg Helden produziert, hat der Autor und früherer Spiegel-Korrespondent Christian Neef an drei Beispielen gezeigt. Dschochar Dudajew, der in der Sowjetzeit als einziger tschetschenischer General in der Sowjetarmee diente, wurde nach dem gescheiterten Augustputsch in Moskau zum tschetschenischen Präsidenten gewählt und erklärte kurz danach im November 1991 die Unabhängigkeit Tschetscheniens von der Russischen Föderation. Während seiner Amtszeit war er nicht unumstritten und regierte autoritär – unter anderem löste er das Parlament und das Verfassungsgericht in Tschetschenien auf. Drei Jahre lang kümmerte Russland sich nicht um Tschetschenien, dann begann Moskau Ende 1994 einen Krieg gegen Tschetschenien. Das zeigt, wie wenig Russland von Tschetschenien versteht. Moskau löste den Konflikt nicht auf Verfassungsgrundlage, sondern mit Gewalt. Das machte Dudajew von einer umstrittenen Figur in Tschetschenien zum Nationalhelden.

Dass der Krieg Kriminelle zu Helden machen kann, zeigt das Beispiel von Sangak Safarow, einen Feldkommandeur der tadschikischen Volksfront. Insgesamt verbrachte er 23 Jahre in sowjetischen Gefängnissen (unter anderem für Autodiebstahl und Mord). Im tadschikischen Bürgerkrieg (1992-1997), der 60.000 Tote forderte und eine halbe Million Menschen zur Flucht zwang, schaffte er es mit seinen 10.000 Freischärlern, trotz verkündeter Waffenruhe die Opposition zu vertreiben. Auch wenn er danach keinen offiziellen Posten innehatte und „nur“ Vorsitzender der Volksfront war, besaß er bis zu seinem Tod im März 1993 de facto eine uneingeschränkte Macht.

Ahmad Schah Massoud (1953-2001), Mudschaheddin-Kämpfer und Anführer des Afghanischen Widerstands sowohl gegen die Sowjets als auch gegen die Taliban, ist dagegen ein Beispiel dafür, wie ein Vertreter der nationalen Minderheit in einem gespaltenen Land zum Volkshelden avanciert. Als Tadschike gehörte er zu einer ethnischen Gruppe, die mit etwa 27 % als zweitgrößte Gruppe des Landes hinter den Paschtunen (42 %) liegt. Heute hängen überall in Kabul Bilder von Massoud, er wurde nach seinem Tod offiziell zum „Nationalhelden der afghanischen Nation“ erklärt.

Krieg und Frauen

Die Produktion von Helden im Krieg ist unvermeidlich, und man könnte sie laut Olesya Khromeychuk, Historikern von der University of East Anglia, grob in zwei Kategorien einteilen: anerkannte Kriegshelden und nicht besungene Helden, die oft Zivilisten sind. Dabei handelt es sich oft um Frauen, die sich – nach dem offiziellen Narrativ – im Hinterland durch ihre Arbeit für die Front opfern. Die Realität ist jedoch viel komplizierter. Viele Männer verüben im Krieg Verbrechen, oft gegen alle Seiten, und viele Frauen sind Opfer und Zeugen der Verbrechen. Eine besonders schwierige Situation ist, wenn der Krieg zu Hause, auf eigenem Gebiet stattfindet, wie dies für die Ukrainische Aufständische Armee (UPA) der Fall war.

Russland: Produktion von Helden und Legenden

Zahlreiche postsowjetische Staaten bauen auf Heldengeschichten. Kriege in Transnistrien/Moldawien, Tadschikistan, Georgien/Abchasien/Südossetien oder im Donbas tragen dazu bei. Doch Russland hat mehr Helden produziert als jeder andere Staat. Der Heldenkult wird besonders seit dem Amtsantritt von Putin wieder gefördert. Zweifel an der offiziellen Geschichte und den Mythen der Vergangenheit sind nicht gestattet. Als sich die Geschichte mit „28 Panfilowzy“, die sich im November 1941 verschanzt, eine Armada deutscher Panzer drei Tage lang aufgehalten hatten und dabei alle ums Leben gekommen waren, im Jahr 2015 als eine Erfindung erwies, hagelte es Kritik in Russland. Die Entzauberung der Heldentaten wurde als sinnlos und unmoralisch dargestellt.

Literarische Impressionen

In zwei eindrucksvollen Lesungen beschäftigten sich zudem die beteiligten AutorInnen mit dem Thema Helden. Eine Gruppe von deutschen, weißrussischen, russischen und ukrainischen Lyrikern und Prosaautorinnen tat das als Resultat einer Reise nach Kiew. Sie verarbeiteten in ihren Gedichten und Kurznovellen ihre Eindrücke von der Zeit nach dem Majdan. Im vorderen Teil des Heftes sind die Werke nachzulesen.

Der Titel „Helden unserer Zeit?“ – ob mit Fragezeichen oder ohne – impliziert, so der Literaturwissenschaftler Zaal Andronikaschwili in der Moderation, dass die Zeit, in der wir leben, homogen ist. Sie sei dieselbe in New York und Berlin, in Kiew und Minsk, in Kapstadt und Luanda. Manchmal würde man bestimmte Eigenschaften dieser Zeit mit dem Präfix „post-“ bezeichnen, wie „Post-Wahrheit“ oder „postheroisch“. „Postheroisch“, ein in den 1990er entstandener Begriff, suggeriere einen Zusammenhang zwischen dem Aufstieg der Demokratie und dem Verfall der heroischen Tugenden wie Selbstopferbereitschaft.

Aber die Zeit ist nicht überall homogen, was den Beteiligten insbesondere während der Reise nach Kiew klar geworden sei. Bewegt man sich heute im Zentrum Kiews, bekommt man nur noch Spuren von Ereignissen zu sehen, die man als heroisch bezeichnet, so Andronikaschwili. Aber wenn man über den leeren und windigen Platz geht, wo tausende von Menschen standen, um das korrupte Regime zu Fall zu bringen, erinnern die Formen der Heroisierung an die christliche Verehrung der Schutzheiligen.

Zum Abschluss der Tagung schufen schließlich die ungarisch-schweizerische Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji und der ukrainische Autor Serhij Zhadan in Lesung und Gespräch ihre eindrucksvollen Bilder des Krieges – mit seiner brutalen Gewalt, voll Angst und Tod, aber auch mit seinen vielen aberwitzigen Absurditäten. Nachzulesen sind diese in den neuen Büchern der beiden Autoren: „Der Schildkrötensoldat“ (Abonji, Suhrkamp Verlag, 2017) und „Internat“ (Zhadan, Suhrkamp Verlag, 2018).

Juri Durkot ist freier Journalist, Publizist und Übersetzer. Er publiziert regelmäßig in der deutschsprachigen regionalen und überregionalen Presse. Er verfasst politische Analysen sowie Kommentare für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland und in der Schweiz. Juri Durkot wohnt und arbeitet in Lemberg.

Impressum:

Projektleitung:

Judith Stumpter & Katerina Stetsevyeh

Konzept & Redaktion des Heftes:

Judith Stumptner

Texte:

Zaal Andronikashvili, Alissa Ganijewa, Volja Hapeyeva,
Anja Kampmann, Viktor Martinowitsch,
Sascha Reh, Ostap Slyvynsky, Serhij Zhadan,
Kateryna Stetsevyeh, Judith Stumptner

Fotos: Ekaterina Zershikova-Maus

Layout: Angelika Mrozek-Abraham

Druck: Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG

© Evangelische Akademie Tutzing, 2017

Eine ausführliche Dokumentation des
Projektes finden Sie auf der Homepage
der Evangelischen Akademie Tutzing
unter dem Stichwort **Tutzing** Thesen.



